

Bruno Reble

Familienchronik

*Illustrierte
Alltagsgeschichte
unserer
Vorfahren
aus Baden,
Schlesien und
Schleswig-Holstein
von 1700 bis heute*



Bücke dich nie vor einem lebenden Menschen!

2. Auflage

Düsseldorf 2013

Editorial

Woher kommen wir, wohin gehen wir?

Wer Antworten sucht, muss sich mit der Geschichte auseinandersetzen.

Was liegt näher, als mit unseren Vorfahren anzufangen. Mit etwas Glück gelangen wir bis ins 17. Jahrhundert, dem Beginn der schriftlichen Aufzeichnungen in den Kirchenregistern - wenn nicht Krieg oder andere Umstände die Unterlagen vernichtet haben.

Was wir erfahren sind zunächst einmal Jahreszahlen: geboren, getauft, verheiratet, gestorben, beerdigt. Geschichte wird daraus erst dann, wenn es gelingt - wie bei einem Puzzle - die weiteren Lebensumstände zu rekonstruieren und so die jeweilige Zeit lebendig werden zu lassen.

Dabei sollen unsere Vorfahren in keinsten Weise glorifiziert werden, um daraus einen verworrenen Ahnenkult aufzubauen.

In Deutschland sind wir sehr sensibel in diesem Punkt, wegen des fürchterlichen Missbrauchs durch die Nazis, die mit solchen Theorien ihre verbrecherische Rassenpolitik gerechtfertigt haben.

Vielmehr geht es darum, unsere Vorfahren so darzustellen, wie sie waren: in der Mehrzahl zupackende und rechtschaffene Leute, die ihren Lebensunterhalt in Würde erarbeiten wollten, ohne dafür zu betteln oder jemandem die Füße zu küssen.

Manchmal ist dieses Ziel nur durch Emigration zu erreichen, eine Erkenntnis, die nicht immer bequem ist, insbesondere in Zeiten zunehmender Ausländerfeindlichkeit.

Doch Bequemlichkeit war noch nie ein guter Ratgeber und die Menschheit würde heute noch in Fellen umherlaufen, wenn wir uns mit allen Herausforderungen stets auf die einfachste Art abgefunden hätten.

Dabei taucht unweigerlich auch die Frage auf: Welchen Sinn macht eigentlich die ganze Familienforscheri? Wäre es nicht besser, sich mehr um die Lebenden, als um die Toten zu kümmern?

Richtig, denn jeder Mensch ist etwas sehr kostbares, ein Individuum mit einzigartigen, unverwechselbaren Zügen.

Doch eins ist sicher: Mit dem Tod ist unsere physische Existenz beendet.

Und dennoch leben wir weiter. Aber nicht in Form von Seelen, die irgendwo herumgeistern, sondern in den Aufzeichnungen und Erzählungen, die von uns existieren.

Endgültig tot sind wir erst dann, wenn unsere Identität vernichtet, alle Spuren verwischt und nichts mehr an unsere Existenz erinnert.

Möge uns allen dieses Schicksal erspart bleiben.

Bruno Reble





Bert Brecht:

Fragen eines lesenden Arbeiters

Wer baute das siebentorige Theben ?
 In den Büchern stehen die Namen von Königen ?
 Haben die Könige die Felsbrocken herbei geschleppt ?
 Und das mehrfach zerstörte Babylon -
 Wer baute es so viele Male auf ? In welchen Häusern
 Des goldstrahlenden Lima wohnten die Bauleute ?
 Wohin gingen an dem Abend, wo die chinesische
 Mauer fertig war
 Die Maurer ? Das große Rom
 Ist voll von Triumphbögen. Wer errichtete sie ? Über
 wen Triumphierten die Cäsaren ? Hatte das
 vielbesungene Byzanz
 Nur Paläste für seine Bewohner ?
 Selbst in dem sagenhaften Atlantis
 Brüllten in der Nacht, wo das Meer es verschlang
 Die Ersaufenden nach ihren Sklaven.

Der junge Alexander eroberte Indien.
 Er allein ?
 Cäsar schlug die Gallier.
 Hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich ?
 Philipp von Spanien weinte, als seine Flotte
 Untergegangen war. Weinte sonst niemand ?
 Friedrich der Zweite siegte im Siebenjährigen Krieg.
 Wer
 Siegte außer ihm ?

Jede Seite ein Sieg.
 Wer kochte den Siegeschmaus ?

Alle zehn Jahre ein großer Mann.
 Wer bezahlte die Spesen ?

So viele Berichte.
 So viele Fragen

Inhalt

Kapitel 1: Wie alles angefangen hat

1717: Adam Reble geboren in Eutingen / Baden bei Pforzheim	4
1759: Der dänische König beginnt über seine Frankfurter Vertretung mit der Anwerbung von Kolonisten	6
1763: Adam Reble und andere Familien verlassen ihre Heimat, um sich im Norden eine neue Existenz aufzubauen	7

Kapitel 2: In der neuen Heimat

1764: Die Kolonisten bekommen in Schleswig-Holstein ein Stück Heide-land zugewiesen mit der Auflage, es zu kultivieren	9
Neuanfang in Neuberend	18
Friedrichsanbau, die 5.Kolonie	29

Kapitel 3: Die weitere Entwicklung

1844: Aus Kolonisten werden Bauern	32
1909: Einige wandern aus nach Amerika	33
1930: Ende der Landwirtschaft im Zuge der Weltwirtschaftskrise	33

Kapitel 4: Wie gewonnen, so zerronnen

Geschichte der Familien Rönsch-Baumann	
1900: Schlesisches Himmelreich	34
1923: "Mein schönes Geld !"	
..... 35	
1945: Tagebuch Auf der Flucht	37

Kapitel 5: Wiederaufbau aus Ruinen

1946: Neubeginn in Kiel	45
1958: Jetzt kommt das Wirtschaftswunder	46
1968: Es rettet uns kein höheres Wesen	46
1983: Familienzuwachs	47
2009: Familienalbum	48
2013: Auf dem Ochsenweg	49

Anhang

1. Methodische Hinweise	51
2. Die Herkunft unserer Namen	53
3. Vorfahren	55
4. Nachfahren	58
5. Quellen	59

Impressum Familienchronik

Redaktion, Text und Layout: Bruno Reble
 Kirchfeldstr.87, D - 40215 Düsseldorf
 Stand: NOV 2013 (2.Auflage) Mail: bruno@reble.net
 Fotos: Alle nicht namentlich gekennzeichneten Fotos
 stammen aus dem Archiv des Verfassers.
 Edition im Eigenverlag ohne ISBN-NR, Registrierung als
 Netzpublikation bei Deutsche Nationalbibliothek;
 download ebenda als PDF-Datei oder bei www.reble.net

Erstausgabe:

Familien-Chronik von 1700 bis 2000 / Bruno Reble
 Düsseldorf 2000 (vergriffen) ISBN 3-925790-50-0

Wie alles angefangen hat

Nicht bei Adam und Eva soll diese Chronik beginnen, sondern bei Adam und Anna, geboren 1717 und 1720 in Eutingen bei Pforzheim.

Viel ist es nicht, was wir über die beiden wissen, im Gegensatz zu anderen Personen im Zeitalter des Barock.

Zum Beispiel die Deutsche Kaiserin, Maria Theresia, die ebenfalls 1717 das Licht der Welt erblickt oder - fünf Jahre zuvor - Friedrich II, König von Preußen. Über sie zu berichten, wäre kein Problem. Bis ins letzte Detail ist ihr Schicksal von Chronisten festgehalten.

Mit ihren „Heldentaten“, ihren glanzvollen Festen und ihrer höfischen Prachtentfaltung könnte man ganze Bibliotheken füllen.

Vom Schicksal der kleinen Leute ist dagegen nur wenig bekannt, obwohl sie es sind, die durch ihre tägliche Arbeit die Grundlagen legen für den Reichtum der gekrönten Häupter.

Aus dem Personenregister des Kirchenbuchs von Eutingen wissen wir immerhin soviel:

Johann Adam Reble,
geb. am 27 Sep. 1717 in Eutingen,
Beruf : Maurer,
Sohn von Jacob und Anna.
Verheiratet in erster Ehe 1744 mit
Anna Maria Elsässer, geb.1720 in
Eutingen, † 1756, 4 Kinder,
2 leben, darunter Sohn Johann
Reble, geboren 1745.
Verheiratet in zweiter Ehe 1756 mit
Anna Maria Büchel, 2 Kinder.
Schließlich um das Jahr 1763 der
lapidare Eintrag: *Nach Jütland*

Was verbirgt sich hinter dieser Eintragung? Wieviel Not und Bedrängnis muss zusammenkommen, dass eine vielköpfige Familie, der Vater bereits über 45, ihrer Heimat den Rücken kehrt, um im rauen Norden eine neue Existenz aufzubauen?

Beginnen wir unsere Spurensuche bei den materiellen Grundlagen. Als Beruf ist bei Adam Reble Maurer angegeben. Das bedeutet damals eine

Und Jahre später schreibt Goethe an Herder : „Das arme Volk muß immer den Sack tragen und es ist ihm ziemlich einerlei, ob er ihm auf der rechten oder linken Seite zu schwer wird.“



Tätigkeit als Tagelöhner ... wenn es Arbeit gibt.

Aber kann eine Familie von gelegentlichen Jobs existieren, in einem Dorf von 400 Seelen, dessen Wirtschaft fast ausschließlich auf Landwirtschaft beruht?

Oben:
Allegorie der Armut von A.van der Venne, um 1600.

Ein von Hof und Haus vertriebener Bauer ist hier das Symbol für feudale Unterdrückung und daraus resultierender Armut.

Quelle: Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes. S.15

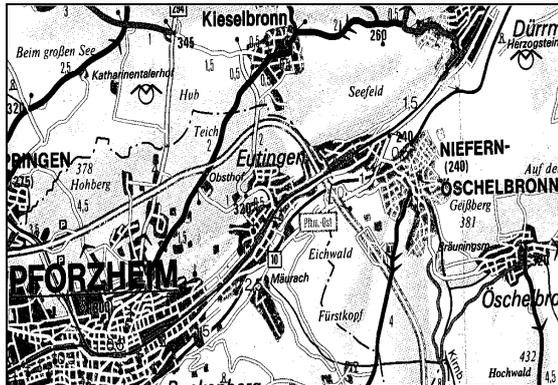
links:
Auszug aus dem Kirchenbuch von Eutingen

27 27 1717	Ovis wa Jütland	Johann Adam Jacob Reble in 2 ^{ter} Ehe Anna
---------------	-----------------------	---

Eutingen an der Enz

liegt auf halber Strecke zwischen Karlsruhe und Stuttgart.

Schließlich der siebenjährige Krieg 1756-1763 in den sämtliche europäische Großmächte verwickelt sind (siehe: „Der machtpolitische Hintergrund der Kolonisationszeit“).



Die strategische Lage ist günstig: in nord-südlicher Richtung in der Nähe einer Durchgangsstraße und in ost-westlicher Richtung an einer freien Reichsstraße; was damals jedoch eher ein Fluch ist, denn ein Segen.

Denn Verkehrswege sind in erster Linie Heerstraßen. Zwar hat man die durch Mauern und Türme geschützte Stadt Pforzheim vor Augen, aber die leibeigenen Bauern der Umgebung haben dort in Kriegszeiten kein Zufluchtsrecht. Und so bieten oft nur die umliegenden Wälder Schutz vor den mordenden und plündernden Söldnertruppen.

Die Schrecken des Krieges

Am schlimmsten ergeht es den Menschen während des 30jährigen Kriegs (1618-1648), als die Bevölkerung Badens durch Krieg, Hunger und Seuchen um 2/3 dezimiert wird.

Kaum haben die ausländischen Truppen das Land verlassen, zieht im Verlauf des Orlean'schen Krieges neues Unheil heran. 1689 wird Eutingen, wie auch die Nachbarstadt Pforzheim, von französischen Truppen angezündet und niedergebrannt.

In den Jahren 1691/92 und 1695 wiederum französische Einquartierungen, und auch im spanischen Erbfolgekrieg (1701-1714), wobei 1707 das Kirchenbuch verbrannt wird.

Im polnischen Erbfolgekrieg (1733-1738) wird Baden von französischen, russischen und österreichischen Truppen überschwemmt, deren Unterhalt das Land ausblutet und auch der österreichische Erbfolgekrieg (1740-1748) bringt größere Truppeneinquartierungen mit sich.

Und selbst in „Friedenszeiten“ ist das Leben auf dem Lande ein ständiger Überlebenskampf.

Denn Feudalismus bedeutet: geistliche und weltliche Herren verfügen über den Grund und Boden als das wichtigste Produktionsmittel. Hörige, leibeigene, teils auch freie Bauern bewirtschaften diesen Boden und müssen dafür Abgaben leisten.

Von diesen Abgaben lebt die herrschende Klasse: die Fürsten, Grafen, Freiherren und ihre Erfüllungsgehilfen, die Juristen, Priester, Schreiber, Steuereinnahmer, Spitzel und Waffenknechte.

Die beste Altersversorgung in der damaligen Zeit ist eine reiche Kinderschar. Je mehr Kinder, umso mehr billige Arbeitskräfte und umso größer die Wahrscheinlichkeit, dass einige durchkommen und später im Alter für die Eltern aufkommen können.

Wenn aber zu viele durchkommen und erwachsen werden, heißt es für die jüngsten Kinder das Bündel schnüren und in die Ferne schweifen, denn der elterliche Hof gibt nicht genug her für eine wachsende Gemeinschaft.

Die Ackererträge sind gering, der Viehbestand ist klein. Man klagt über Missernten, Viehsterben und Bettlerplage, hohe Steuern und Abgaben, sowie über Fuhrleistungen und Hof-

Bevölkerungsentwicklung von Eutingen / Baden

1277	ca. 100 Einwohner
1696	220 Einwohner
1780	517 Einwohner
1855	920 Einwohner
1900	2064 Einwohner
1950	5560 Einwohner
1976	6930 Einwohner

dienste für diverse weltliche und kirchliche Herren.

Der enorme Bedarf an Holzkohle für die Eisengewinnung hat zu einem verantwortungslosen Raubbau geführt und viele Wälder dahinschmelzen lassen.

Die Leibeigenschaft liegt wie eine Fessel über dem Land und hemmt fortschrittliches Denken und Eigeninitiative.

Abgaben und Leistungen der Bauern für die Feudalherren:

Zehnt 10 % der Ernte an die Kirche

Gült 20-30 % der Ernte an den Grundeigentümer

Besthaupt als Erbschaftssteuer an den Leibherrn abzuführen: das beste Stück Vieh beim Ableben des Mannes und das beste Kleid beim Ableben der Frau.

Fron regional unterschiedlich: Ca. 2 Wochen zur Saatzeit und 2 Wochen zur Erntezeit muss der Bauer mit eigenem Gerät auf den Feldern des Feudalherrn arbeiten.



Hauptstraße - Alte Ansicht.

Quelle: 125 Jahre Gesangverein EINTRACHT Eutingen

Hinzu kommt der religiöse Verfolgungswahn. Wer nicht konform mit der jeweiligen Kirchenlehre ist, muss mit zusätzlicher Verfolgung und Unterdrückung rechnen.

Immerhin wächst auch unter den gekrönten Häuptern jener Zeit der Gedanke, dass es so nicht weitergehen kann und Reformen dringend notwendig sind.

Ziel dieser „Reformen von oben“ ist allerdings nicht, die Not der kleinen Leute zu lindern, sondern dem Staat zu mehr Einnahmen und damit mehr Macht zu verhelfen.

Reformmaßnahmen zur Steigerung der Wirtschaftskraft :

- die Einführung der allgemeinen Schulpflicht in Preußen (1717) und in anderen Kleinstaaten;
- die Einführung der Kartoffel, die auch auf kargen Böden wächst und die Armut bremst;
- vereinzelte Versuche, die Leibeigenschaft und andere Fesseln in der Landwirtschaft aufzuheben, um so die Arbeitslust der Bauern zu steigern; und schließlich
- die Versuche, brachliegendes Ödland mit staatlicher Hilfe zu erschließen und urbar zu machen, die sogenannte „Binnenkolonisation“.

Man hat vernommen, wie die Holländer sumpfige Gebiete mit Geschick in wertvolles Kulturland verwandelten und wie ab 1732 in Ostpreußen von der Pest entvölkerte Gebiete neu besiedelt wurden, durch 15000 Salzburger, die als Protestanten aus ihrer katholischen Heimat vertrieben wurden.

Und so macht man sich auch in Kopenhagen, am dänischen Königshof, Gedanken darüber, wie die zerrütteten Staatsfinanzen saniert werden könnten.

Brachliegende Ländereien, z.B. unerschlossenes Moor- und Heideland, gibt es zur Genüge in Jütland und in der Mitte von Schleswig-Holstein, das damals noch zum Königreich Dänemark gehört.

Auch an wohlmeinenden Vorschlägen mangelt es nicht. So überreicht der Volkswirt Johann Heinrich Justi im Jahre 1758 der dänischen Regierung sein „Allerunterthänigstes Gutachten wegen der Anbauung der jütischen

Heiden“ und kommt darin zum Ergebnis, dass die Anwerbung von Siedlern sich sogar langfristig rechnet: ... und wenn der König für ihre Sesshaftmachung auch 1 Million Reichsthaler aufbringen müsse, so sei das nicht abschreckend.

Man gebe den Kolonisten 10 Freijahre und verlange dann von jeder Familie jährlich 20 r, so sei die Million bereits nach 5 Jahren wieder in der Staatskasse. Innerhalb von 10 Jahren seien 10.000 angeworbene deutsche Kolonistenfamilien unter Leitung eines deutschen Generaldirektors wohl im-

stande, die jütische Heide zu kultivieren.

Justis Bericht gießt Öl in die Flammen. Noch im gleichen Jahr wird die Kolonisation von der dänischen Regierung endgültig beschlossen, und zwar für den gesamten Bereich der Cimbrischen Halbinsel - von Jütland bis Holstein.

Und so erscheint 1759 in der Reichspostzeitung zu Frankfurt am Main ein verlockendes Angebot, dass von Werbern vorwiegend in protestantischen Dörfern verbreitet wird.

Auszug der allerhöchsten Verordnungen von Ihrer Königlichen Majestät in Dänemark,

wegen der allergnädigst accordirten Freyheiten für diejenige, welche die öde Gegenden in Jütland anbauen, und sich daselbst häuslich niederlassen wollen (...)

Die (...) Freyheiten bestehen (...) hauptsächlich in nachfolgenden Punkten:

- 1. Solle ein des Landes kündiger Königl. Beamter denen anlangenden Colonisten die vortheilhaftesten Lagen zum Anbau anweisen, und einem jeden über das angewiesene einen Veste-Brief ertheilen. Demnächst sollen**
- 2. diese neue Bewohner derer anzubauenden Gegenden, nebst ihren Nachkommen, nun und künftighin von allen Frucht- und Viehzehenden befreyet bleiben.**
- 3. Eben dieselben 20 Jahre hindurch von allen und jeden Königlichen Schatzungen und Contributionen, was Namen sie auch haben mögen, ausgenommen seyn; welches sich**
- 4. auf alle Ausschreibungen, wie auch**
- 5. auf Königs- und andere Führen, desgleichen**
- 6. auf Einquartierungen bei Durchmärschen, erstrecken solle. (...)**

Colonisten ... (die sich davon angesprochen fühlen) ... haben sich in der freyen Reichs-Stadt Frankfurt am Main anzumelden, um allda (...) hinlänglich belehrt und zu seiner Zeit mit den nöthigen Pässen versehen zu werden. Zur allergnädigst accordirten Vergütung derer Reise-Kosten, sollte bey Anlangung an Ort und Stelle, ein Mann 30 Dänische Rthlr., eine Frauens-Person 20 Rthlr., und ein Kind von 12 bis 16 Jahren 10 Rthlr. erhalten. (...)

**Frankfurt am Mayn, den 28. May 1759.
Johann Friedrich Moritz,
Königl. Dänischer Legations-Rath.**

Die Kaufkraft eines dänischen Reichsthalers entspricht etwa 30 Euro in heutiger Währung. Außerdem wird - wie aus einem gesonderten Kolonisationsplan hervorgeht - die Errichtung von Häusern in staatlicher Regie versprochen, die später den Kolonisten zu überlassen sind.

Der erste Treck

Die Werbung hat Erfolg und so macht sich im Winter 1760 der erste Treck auf den Weg Richtung Norden. Es handelt sich um 265 Familien mit etwa 1000 Personen aus dem Durlachschsen, Württembergischen und Darmstädtischen.

Die wenigen Habseligkeiten und die Kinder werden auf Planwagen geladen. Die Erwachsenen gehen meist zu Fuß. Etwa 30 Kilometer pro Tag schafft man auf diese Weise.

Man kann sich unschwer ausmalen, wie beschwerlich die Reise im Winter und bei Kriegszeiten über holperige und gefährliche Straßen gewesen sein muss. Mehr als 4 Wochen rumpelt und wandert man durch die Gegend, ist Wind, Wetter und wechselnd freundlichen Wirtsleuten ausgesetzt.

Hinzu kommt die Angst vor Krankheiten. Wie mag wohl jener Familie zumute gewesen sein, die in Frankfurt mit 4 Kindern auf die Reise geht und nur eines davon bis Schleswig durchbringt, weil 3 unterwegs den Strapazen der Reise erliegen.

Auch besteht die Gefahr, in die Kriegstrubel hineingerissen zu werden. Der Reisepass mit dem dänischen Siegel ist zwar eine nette Empfehlung an wohlmeinende Mitmenschen, aber außerhalb des dänischen Staatsgebiets nicht viel wert.

Wie froh wird man daher gewesen sein, als am 19. April 1760 schließlich die Türme von Hamburg und Altona am Horizont auftauchen und man von dem Inspektor Stiwitz in Empfang genommen und nach Jütland hinaufgeleitet wird.

Ankunft in der neuen Heimat

Die Freude der Kolonisten über die Ankunft in der neuen Heimat und die Zuweisung eigenen Landes ist jedoch schnell verflogen; denn von Baumaterial für die Errichtung von festen Häusern ist weit und breit nichts zu sehen.

Stattdessen ist man gezwungen bei dem rauen Klima in Erdhöhlen zu vegetieren: gegründet auf sandig-moorigem Ödland und mit einer Bevölkerung im Rücken, deren Sprache man nicht versteht. Aber immerhin versteht man doch soviel, dass auf

diesem gottverdammten Boden nie und nimmer etwas Essbares wachsen würde.

In einem Inspektionsbericht des Legationsrats Moritz aus dem Jahre 1760 wird berichtet, dass die Kolonisten in ihren Gärten arbeiten würden. Zugvieh besäßen sie noch nicht. Ihre Hütten beständen aus Torf.

„Einige sind schon darin gestorben, andere liegen krank danieder.“

Die Wände und der Boden sollten doch wenigstens mit Brettern beschlagen werden!

So kommt es bereits im Juni 1760 zu ersten Meutereien. Kolonisten wollen ihr Land nicht annehmen und wieder zurückkehren, wenn ihnen kein besseres gegeben wird. Andere sind bereits auf der Suche nach besseren Gegenden. Das Projekt droht zu scheitern.

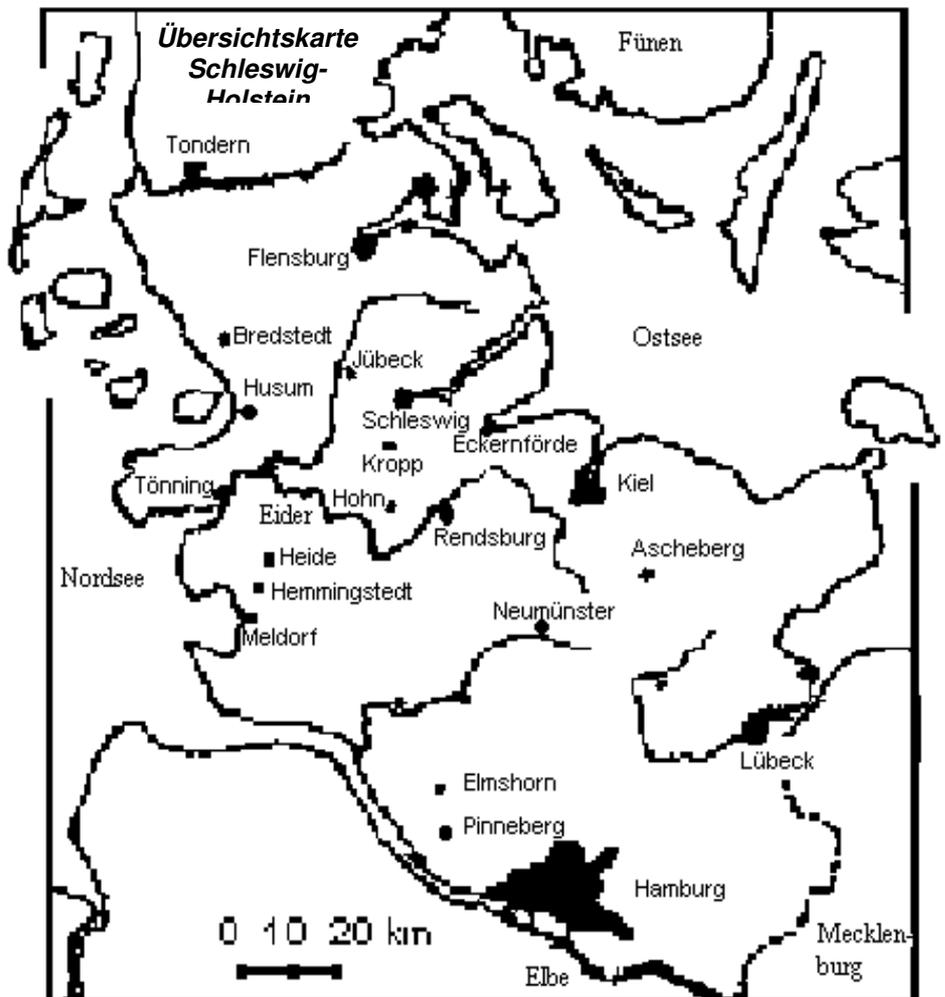
Als Sofortmaßnahme wird zunächst



Geestlandschaft Sleswigland, 1984

einmal der Zuzug weiterer Kolonisten nach Jütland gestoppt. Statt dessen werden neue Ödlandgebiete im Herzogtum Schleswig für die Kolonisation freigegeben.

Es handelt sich hierbei um die Geestlandschaft des Schleswiger „Mittelrückens“, die sich von Rendsburg aus nach Norden erstreckt. Noch heute erinnern zahlreiche Ortsnamen, die mit den dänischen Königsnamen Friedrich oder Christian zusammengesetzt sind, an die damalige Gründerzeit: Friedrichsgraben, Christiansholm, Friedrichsfeld, Königsmoor, Friedrichsheide, Christianshoffnung, Friedrichsanbau, u. dgl.



Der machtpolitische Hintergrund der Kolonisationszeit



Die Jahre zwischen 1700 und 1763 sind in Europa angefüllt mit politischen Spannungen und kriegerischen Auseinandersetzungen größten Ausmaßes.

Im Nordischen Krieg (1700-1721) kämpfen die Großmächte Schweden und Russland um die Vormachtstellung im Ostseeraum.

Der dänische König Friedrich IV steht auf der russischen Seite. Sein Namensvetter Herzog Friedrich IV von Gottorf ist hingegen mit Schweden verbündet.

Sein Pech:
Er stirbt nördlich von Krakau den Heldentod. Sein Sohn verliert das Schloss an der Schlei und sämtliche Besitztümer im Lande Schleswig. Diese werden von Dänemark kassiert, das in weiser Voraussicht auf das siegreiche Russland gesetzt hat.

1725 sinnt der vertriebene Sohn Karl Friedrich auf Rache und heiratet die älteste Tochter des Zaren Peters des Großen. Seine Thronbesteigung wird hintertrieben, aber zumindest schafft es sein Sohn Karl Peter Ulrich, 1742 zum russischen Thronfolger ernannt zu werden.

Am Hofe Friedrichs V. von Dänemark beginnt nun das große Zittern, da man eine Revanche fürchten muss. Das dänische Heer, das 1740 nur 6.500 Mann stark ist, wird in den nächsten 20 Jahren auf 36.000 Mann verstärkt.

1756 kommt es im siebenjährigen Krieg zum entscheidenden Kampf der Großmächte: Das verbündete Russland, Österreich und Frankreich auf der einen, Preußen und England auf der anderen Seite. Für die Völker in der Mitte Europas heißt das: sieben Jahre Morden, Plündern, Brandschatzen

durch marodierende Armeen.

Außerdem ist durch den Krieg zwischen England und Frankreich um die überseeischen Kolonien keine Auswanderung nach Nordamerika möglich. Dagegen bleibt es in der gleichen Zeit im Norden Europas relativ ruhig.

Am 5. Jan. 1762 stirbt die Zarin, und der

ein, während von Westen her eine dänische Armee heranrückt. Schon nähern sich beide Armeen bis auf 10 Meilen, da geschieht aus dänischer Sicht ein Wunder:

Zar Peter III. wird am 17. Juli 1762 ermordet und seine Frau, die als Katharina II. den russischen Thron übernimmt, hat kein Interesse an einer Fortsetzung des Krieges, so dass es am 15. Februar 1763 zum Frieden von Hubertusburg kommt.



Friedrich V
König 1746-66

Die Rechnung wird präsentiert

Ganz ungeschoren kommen die dänischen Untertanen doch nicht davon. Die "großen Ausrüstungen zu Wasser und zu Lande seit dem Jahre 1756 bis dato" haben die Staatsschulden auf gigantische 19,5 Millionen Taler anschwellen lassen. Um die Verschuldung abzubauen wird im September 1762 eine zusätzliche "Kopfsteuer" eingeführt: Jeder Untertan ab 16 Jahren wird gezwungen, eine Extraabgabe zu entrichten von jährlich einem Reichstaler (in heutiger Kaufkraft etwa 30 Euro).

Auch die seit 1760 ins Land gerufenen Kolonisten sollen geschöpft werden, obwohl man ihnen höchstfeierlich 20 Jahre Befreiung von allen Steuern und Abgaben zugesagt hatte.

Das Geld wird in diesem Fall über ein „Hintertürchen“ hereingeholt: nämlich durch entsprechende Kürzungen bei den ohnehin kärglichen Unterstützungszahlungen.

revanchelüsterne Großfürst aus dem Hause Gottorf, besteigt als Peter III. den Zarenthron.

Um seine ehemaligen Ländereien zurück zu erobern schickt er eine Armee in Richtung Schleswig. Von Osten her fällt diese in Mecklenburg

Jubelfest zu Gottorf

Der 24. Juli 1761 ist ein großer Tag in den Annalen der Moor- und Heidebesiedlung.

Angetreten „vor den königlichen Fenstern“ auf dem Schloßplatz zu Gottorf/Schleswig sind 388 männliche Kolonisten, eingeschlossen „die erwachsenen und schon zum heiligen Abendmahl oder zur Confirmation gewesenen Jünglinge“.

Ehe man zur feierlichen Handlung schreitet, bringen die Sprecher der Kolonisten noch zwei Bitten vor: Die Kolonialbehörde möge

- mit der Zuteilung der Landfläche nicht zu kleinlich verfahren und
- doch für die Ausübung des Gottesdienstes wie für den Unterricht der Kinder Sorge tragen.

Beides wird ihnen huldreich zugesagt.

Anschließend hält der Amtmann v.Plessen eine lange, wohlgeformte Rede über Pflichten und Rechte der Staatsbürger und die Güte und salomonische Weisheit ihres Herrschers, König Friedrich V. von Dänemark.

Sodann sprechen alle Kolonisten mit erhobenen Fingern eine lange Eidesformel zu Gott und zu seiner Majestät, dem Allerdurchlauchtigsten, etc., etc.

Damit werden sie offiziell dänische Staatsbürger mit allen Rechten und Pflichten. Zu letzteren gehört auch, dass sie nicht ohne behördliche Genehmigung das Land wieder verlassen dürfen. Tun sie es dennoch, werden sie als Deserteure verfolgt wie beim Militär.

Ein dreifach Hoch

„Auf die Endigung des Eydes“, so berichtet der Amtsschreiber Jensen „stimmen alle Colonisten (...) unter Aufwerfung der Hüte ein dreifaches Jubelgeschrey an“. Man ist zu Tränen gerührt und der Schloßkommandant untermalt die Aufwallung der patriotischen und brüderlichen Gefühle „mit 27maliger Abfeuerung der Kanonen unter dem Schalle der Pauken und Trompeten“.

Das Land wird verlost

Dann schreitet man zur Verlosung des Landes, nämlich der 250 ausgewiesenen Kolonistenstellen.

Eine Ausnahme wird gemacht für die aus einem Haus bestehende Kolonie Nr.3 AM KÖNIGSWEGE am Nordrand der Landeshauptstadt Schleswig. Sie liegt an der Hauptstraße von

Reservisten in Wartestellung

Leer ausgegangene Bewerber werden in einer Reserveliste festgehalten und können später nachrücken, wenn Stellen vakant werden. Und dies ist oft genug der Fall, denn viele Familien sind den Strapazen in der Gottorfer Heide nicht gewachsen und müssen nach kurzer Zeit aufgeben.

Auch die Familie **Adam Reble** ist in einer Reserve-Liste eingetragen: mit Datum vom 5.8.1763 unter der Nummer 146 (von 338) Amt Flensburg. Aber zunächst heißt es warten, hoffen und sich mit ein paar Groschen staatlicher „Stütze“ irgendwie durchschlagen.

Kopenhagen nach Altona gewissermaßen auf dem Präsentierteller und wird als Musterkolonie ohne Verlosung dem Kolonisten Andreas Kirchhoff zugeschlagen.

Abschluss mit Tanz und Musik

Zum Abschluß dieses denkwürdigen Tages werden die Leute „nach ihren bey Schleswig liegenden Wirtshäusern (= Quartiere) gebracht, mit Getränken und kalten Speisen erquicket und mit Tanzen erlustigt“.



Bauerntanz von P.Breughel d.Ä. 16. Jahrhundert. Kunsthistorisches Museum Wien

Quelle: www.fhi-Berlin.mpg.de/wm/paint/auth/bruegel/dance.jpg

Ausstattung mit Beschlag und Gerät

Nachdem die Kolonisten durch die Verlosung ihre neue Wirkungsstätte zugewiesen bekommen haben, können sie - da wo fester Boden vorhanden ist - in ihre Erdhütten ziehen und mit der Arbeit beginnen.

An vielen Stellen wird es jetzt lebendig auf der braunen Heide und dem nassen Moor. Viele Hände regen sich, die Nutzung des Ödlands vorzubereiten. Es fehlt aber noch viel, ehe hier Ackerbau und Viehzucht erblühen können.

Pferd oder Ochse

Lange brütet man in den Behördenstuben über der Frage, was als Zugtier geeigneter sei: Pferd oder Ochse.

Insgesamt überwiegt der Wunsch nach Pferden, denn diese sind ortsüblich und ein Pferdegespann gilt mehr als ein Ochsespann.

Andererseits sind Pferde doppelt so teuer wie Ochsen oder Kühe. Außerdem wären in der ganzen Gegend bei weitem nicht genügend Pferde aufzutreiben; man wäre auf die Einfuhr von Pferden aus Jütland angewiesen. Auch ist ein Pferd schwieriger zu ernähren, denn der Haferanbau steckt noch in den Kinderschuhen und die Kolonisten haben - im Gegensatz zu den Einheimischen - keinen Zugang zur Gemeindefeide. Und schließlich eignet sich der Dung von Pferden weit weniger für den Ackerbau wie jener von Rindern.

Kurzum: die Entscheidung fällt zugunsten des Ochsen.

Wintervorbereitungen

Man rechnet damit, dass noch vor Eintritt des Winters 89 Familien ihre Häuser beziehen können. Dafür sind vorgesehen: je eine Kuh und als Winterfutter 2 Fuder Heu und 2 Fuder Stroh; ferner 2 Schafe.

Die Kolonisten bekommen das Geld hierfür ausgehändigt und es bleibt ihrem Talent überlassen, dafür - bei steigenden Preisen - wohlfeil einzukaufen.

Nötig ist ferner ein Ofen. Die oberdeutschen Kachelöfen werden als zu kostspielig verworfen und es sollen - auf Wunsch der örtlichen Kolonialverwaltung - ortsübliche Beilegeöfen aus Eisen angeschafft werden. Darauf

geht aber die übergeordnete Rentenkammer nicht ein, so dass am Ende nur schlichte Öfen aus Mauersteinen bewilligt werden.

Als Winterfeuerung bekommen alle - auch diejenigen, die noch in Notquartieren bei Einheimischen untergebracht sind - 6 Fuder Torf zu je 400 Soden zugebilligt.

Ohne Saat, keine Ernte

Als Saat wird vorgeschlagen: "Patatos, Luzerne, Esparsette, Rocken und Buchweizen".

Als Arbeitsgerät ist vorgesehen:

- ein Joch für Ochsen,
- ein starker Pflug zum Aufbrechen der Heide,
- eine Egge mit eisernen Zinken,
- ein Arbeitswagen,
- ein guter eiserner Spaten, eine Schaufel und eine Mistgabel.

Die Moorkolonisten hätten vorerst keinen Pflug nötig. Sie müssten Torf graben und für die Einfriedigung ihres Landes Soden stechen.

Trockenlegung der Moorgegenden

Enorme Probleme bereitet auch die Trockenlegung des großen Hohner Moores. Dessen Entwässerung sei im Juli 1761 zwar schon "stark avancieret", aber viel Arbeit ist noch zu verrichten. Wenn die Hauptgräben gezogen sind,

ausgeworfen und die einzelnen Feldstücke von Grenzgräben umzogen und mit Bäumen bepflanzt werden.

Nach dem Grabenziehen ist das Hohe zu planieren und das Tiefe aufzufüllen, die Oberfläche umzuhacken, zu brennen und die Asche mit der Erde zu vermengen. Sodann sind Sand, Lehm und Mergel darauf zu fahren und erst dann kann mit dem Säen begonnen werden.

Dr. Erichsen, Organisationsleiter des Kolonisationswerkes, berichtet, dass die Häuser der ersten Moorkolonisten jämmerliche Elendskaten sind: auf flach liegendem Bollwerk wie auf einem Rost gebaut. Viel Sand und Busch hat man angefahren, aber es hat doch keinen Bestand.

"Es sickert immer tiefer und muß fast alle 3 Jahr aufgeschraubt werden ohneachtet die Häuser nur von Stockwerk (Busch mit Lehm beworfen) seyn, es ist immer feuchte und ungesund in den Häusern und kriegen ofte des Winters Wasser in die Häuser, und müßten mit Bohten von einem Hauße zum andern fahren."

Vor solchen Verhältnissen konnten die Oberdeutschen schon Angst bekommen und Dr. Erichsen hält es daher für angebracht, in jede der geplanten 6 Moorkolonien einen tüchtigen Einheimischen zu setzen, der den Oberdeutschen zeigen sollte, wie man mit der schwarzen Erde verfahren müsse.

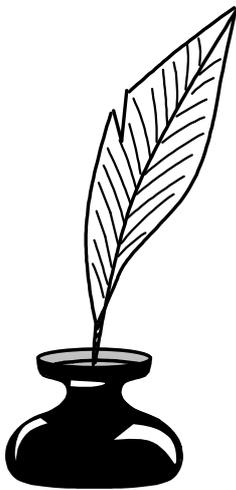


Moorlandschaft
Th. Möller, 1934

müssen noch kleinere Abzugsgräben

Die Rechte der Kolonisten

Rechtlich gesehen sind die Kolonisten Pächter von Besitztümern, die dem Staat gehören. Das Nutzungsrecht ist in einem Erbfestebrief dokumentiert.



Darin sind Rechte festgehalten wie ...

Der Anwohner und seine Nachkommen sollen nun und künftighin von allen Frucht- und Viehzehnten befreyet bleiben.

In zwanzig Jahren, die mit dem heutigen Tag ihren Anfang nehmen, soll der Besitzer von allen königlichen Schatzungen und Contributionen, die mögen heißen wie sie wollen, ingleichen von allen Ausschreibungen, Einquartierungen und Fuhren ausgeschlossen seyn.



Stirbt der Besitzer, so treten dessen Kinder und Verwandte, nach Vorschrift der Gesetze, in seiner Stelle, und erhalten einen neuen Festebrief. (...)

Es sind aber auch Pflichten aufgeführt, denn der Kolonist muss sich ...

... der Verbesserung seines Landes mit äußerster Sorgfalt annehmen und sich darin nach den Anweisungen seiner Vorgesetzten richten, auch das Haus in gutem baulichen Stand halten, überhaupt aber sich so betragen, wie es einem fleißigen und folgsamen Unterthanen gebühret, und wie es die Größe der Gnade erfordert, welche er von Sr.Königlichen Majestät genießet.

Insbesondere wird ihm ...

... bey dem Verluste dieser Feste untersaget, von dem ihm übertragenen Hause und Lande etwas zu veräußern, oder darauf, ohne schriftliche Erlaubnis, einige Schulden zu contrahiren.

Diesen Brief gibt es allerdings erst nach einer Bewährungsfrist von 1-2 Jahren.

Folgt der Kolonist in der Anfangszeit nicht den Anweisungen der Obrigkeit, muss er mit seiner "Cassierung" rechnen, d.h. er wird mit Schimpf und Schande davongejagt.

Die Freiheit des Kolonisten ist somit begrenzt. Zwar ist er in den Anfangsjahren von der Pacht und anderen Abgaben befreit, untersteht aber ständiger staatlicher Aufsicht und ist finanziell stark eingeengt.

Herkunft der Kolonisten und Fremdenhass

nach dem Generalexamen vom 30.6.1761
und der Verlosung am 24.7.1761:

Im Amt Gottorf kommen von den insgesamt
aufgeführten 356 Familien (= 1.347 Personen)

- * 30 % aus dem Durlachschen (Karlsruhe),
- * 29 % aus dem Württembergischen,
- * 11 % aus dem Darmstädtischen,
- * 10 % aus der Kurpfalz.
- * 20 % sind Splittergruppen.

Von den Erwachsenen sind

- * 95 % ev.lutherisch,
- * 4 % reformiert und
- * 1 % katholisch.

Das Alter der erwachsenen Kolonisten
beläuft sich allgemein auf 20-40 Jahre.
Der älteste Mann ist 80, die älteste
Frau 65 Jahre alt.

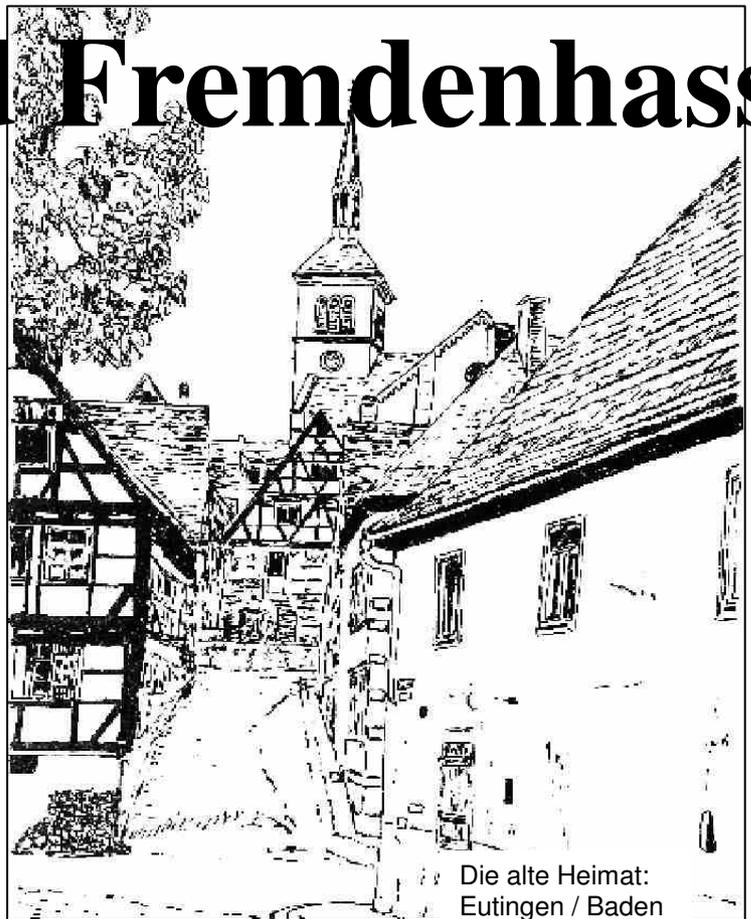
Buntscheckig ist die Liste der Berufe.
Von 356 examinierten Kolonisten sind:

195 Tagelöhner, 22 Leineweber, 20
Selbständige Bauern, 13 Maurer, 11
Schuster, 10 Schneider,
9 Zimmerer, 7 Pächter, 7 Müller, 5
Bäcker, 5 Schlachter,
4 Rademacher, 3 Weingärtner, 3
Weinküfer, 3 Tischler, 3 Steinhauer;

Ferner (je 2): Schäfer, Soldaten,
Ziegelstreicher, Gelbgießer, Schmiede,
Schlosser, Strumpfweber, Jäger, Post-
knechte;

und (je 1): Tabakbauer, Kolonie-
Aufseher, Bürstenbinder, Weinberg-
besitzer, Seegräber, Viehhirt, Woll-
kämmerer, Färber, Krämer, Uhrmacher,
Glaser, Handschuhmacher,
Büchsenmacher, Hutmacher, Gärtner,
Sattler, Gerber, Schulhalter, Theologie-
student, Näherin und Waschfrau.

Sie alle gedenken mit der Heide fertig
zu werden, obwohl nur zwei Drittel
eine Ahnung von der normalen süd-
deutschen Landwirtschaft besitzen, gar
nicht zu reden von der norddeutschen
Bodenbearbeitung und erst recht nicht
von der Heide- und Moorkultivierung.



Die alte Heimat:
Eutingen / Baden

Trotz der Buntscheckigkeit drückt
doch alle der gleiche Schuh: "Die Hoff-
nung, seine Umstände zu verbessern",
sei es eine eigene Familie zu gründen,
die Kinder und sich selbst besser
ernähren zu können, aus der Armut
herauszukommen, den Unruhen des
Krieges zu entgehen, oder hier im Nor-
den, wie der Theologiestudent "seine
Beförderung zu suchen".

Im Durchschnitt verfügen sie über
ein kleines Barvermögen von 12 Talern,
wofür man eine gute Kuh erstehen
konnte. 85 Familien, darunter auch die
Familie Reble, sind völlig mittellos, 9

sind glücklicher als
100 Taler.

Die überzähligen Kolonisten, die
nicht so glücklich sind, bei der Verlo-
sung bedacht zu werden, bleiben bis auf
weiteres im Amt Gottorf als
"Reservekolonisten" liegen oder werden
in andere Ämter dirigiert, wie Flensburg
oder Tondern (Jütland).

Die neue Heimat :
Haus in der Heide.
Radierung von Ingwer Paulsen



on Rendsburg bis vor die Tore Flensburgs wird im Sommer 1761 die Urbarmachung von Heide und Moor in Angriff genommen.

Vier Ziegeleien, hunderte von Häusern, neue Wege, Brücken, Dämme müssen errichtet und die Vertreter der

Groß ist ein Kolonistenhaus gewiss nicht. Und doch überrascht uns die hohe Zahl der Fuhren, die für ein Haus nötig sind: insgesamt 187.

Klein sind die Wagen und die Pferde, und schwer befahrbar die langen Wege, und deshalb sind auch nur etwa 200 (!) Mauersteine für einen

nen, in dem die Kolonien angelegt werden. Die umliegenden Gebiete werden mit herangezogen. Das bedeutet aber, dass die Wege noch länger und die Klagen der Einheimischen noch zahlreicher werden. Oft muss man lange vor Tagesanbruch losfahren und ist bei Sonnenuntergang noch nicht wieder zu Hause.



Kolonisationsbehörde täglich von einem Ort zum anderen befördert werden. Zu allem haben die Einheimischen Gespanne zu stellen, kostenlos versteht sich.

Wagen bestimmt. Allein 573 zu errichtende Häuser benötigen somit mehr als 100.000 Fuhren.

Es ist klar, dass diese nicht alleine von dem Gebiet geleistet werden kön-

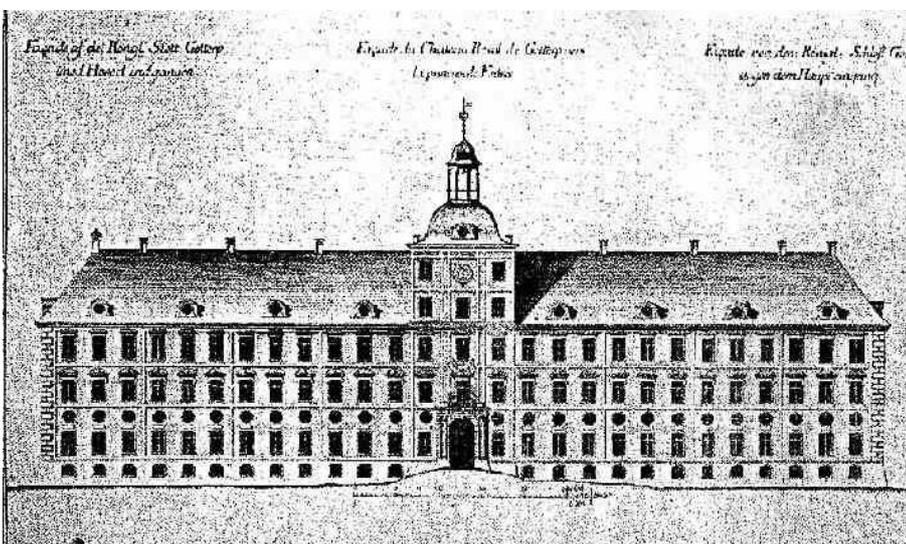
An sich ist der einheimische Bauer in damaliger Zeit auf Fuhren eingestellt - sozusagen als eine Art "Naturalsteuer" der Besitzenden - und die erstaunlich hohe Anzahl an Pferden ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass auf jedem größeren Hofe ein Gespann mit dazugehörigem Knecht eigens für die Dienstfuhren bestimmt ist.

Zusätzliche Zwangsfuhren in derart ungewöhnlichem Ausmaß beanspruchen jedoch die Kräfte der Einheimischen bis zum Äußersten.

Wut und Aggression stauen sich an und entladen sich - wie so oft in der Geschichte - nicht gegen die herrschende Staatsgewalt, sondern gegen das schwächste Glied in der Kette: und das sind in diesem Fall die verhassten Einwanderer aus Süddeutschland.

Oben: Die alte Obrigkeit : Karlsruher Schloss zur Zeit des Markgrafen Karl Friedrich

Unten: Die neue Obrigkeit : Schloss Gottorf. Kupferstich, Kopenhagen 1749



Streit um Weideland ...

Ein ständiger Zankapfel ist auch das leidige Weideproblem. Die Einheimischen betreiben die Viehhaltung noch weitgehend in der vom Mittelalter geprägten Gemeinwirtschaft. D.h. es gibt keine Weidegründe auf eigenem Privatland, sondern eine Gemeindewiese, einschließlich Heide, wo das Vieh nach bestimmten Regeln zumeist von einem Gemeindegärtner gehütet wird.

Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts beginnt man nach langen Auseinandersetzungen, das Gemeindeland nach und nach aufzuteilen und zu privatisieren, die sogenannte „Verkopplung“.

Die Kolonisten hingegen besitzen aufgeteiltes Land, was aber nicht ausreicht, um ihr Vieh zu ernähren.

Und so begehen beide Parteien laufend Unrecht: die Einheimischen wollen sich nicht mit den neuen Begebenheiten abfinden und sind an vielen Orten schikanös gegenüber den Kolonisten, und diese wiederum sind nicht zimperlich, wenn es darum geht, bei ihren kärglichen Futtermitteln das Vieh durchzubringen.

... und um Wegerechte

Oft entzündeten sich die Zänkereien auch am Wegerecht. In der damaligen Zeit, wo es weder Fahrrad noch Auto gibt, und man auch nicht mit Bus oder Bahn in die Stadt fahren kann, sind alle diejenigen, die kein Pferdegespann besitzen, auf ihre eigenen Beine angewiesen.

Viele können sich heute kaum noch vorstellen, welche langen Strecken man damals zu Fuß zurücklegen muss. Verstehen kann man aber, dass jeder bestrebt ist, diese so kurz wie möglich zu gestalten. Denn der Marathonlauf ist damals noch nicht in Mode und wäre wahrscheinlich für das Gros der Bevölkerung angesichts der harten, körperlichen Arbeit auch so überflüssig gewesen wie ein Kropf.

Auf den weiten Heidestrecken kann man unbehindert auf Trampelpfaden geradeaus wandern und wo sich einmal ein Wall oder ein bebautes Feld in den Weg stellt, ist eine Übersteigemöglichkeit und ein Fußsteig vorhanden. Jeder Feldbesitzer ist angehalten, diese in Ordnung zu halten und den Fußgänger durchzulassen. Die Notwendigkeit leuchtet jedem ein, ist er

doch selbst oft genug Benutzer solcher Abkürzungen. Allerdings ihre fahrlässige Benutzung - ein offengelassenes Gatter oder zertrampeltes Korn - gibt nicht selten Anlass zu Streit und Beschwerde.

Die Kolonisten müssen sich auch mit diesem alten Gewohnheitsrecht auseinandersetzen. Es ist für sie nicht immer verständlich, und es zeigt sich wohl auch Bosheit auf beiden Seiten.

Unfriede beim Kirchgang

So beschwert sich am 9. Mai 1762 der Kolonist Andreas Kirchhoff beim Gottorfer Amtmann über die Böswilligkeit und Zerstörungswut der Lührschauser Kirchgänger: sein Besitztum werde durch sie ständig lädiert. Sie hätten sich zusammengerottet und einen Fußsteig über sein teils als Garten angelegtes, teils mit Hafer bestelltes Land getrampelt. Alles freundliche Zureden habe nichts genutzt, ja, am verflornten Sonntagmorgen seien seine Frau und sein Sohn von ihnen sogar mit Schimpfwörtern traktiert und mit Hagebuttenstäben misshandelt worden.

Wenn er auch Fremdling im Land sei, so stünden auch ihm Schutz und Hilfe der Obrigkeit zu. Der Amtmann möge die Schuldigen vorladen, bestrafen und so dem Kolonisten Genugtuung widerfahren lassen. Auch wolle er sich „bey der bevorstehenden höchst-erwünschten Herauskunft des Königs persönlich melden“.

Gemäß dem alten Rechtsgrundsatz „audiator et altera pars“ (auch die Gegenseite muss gehört werden) beorderte der Amtmann beide Parteien für den 12. Mai 1762 auf das Gottorfer Amtshaus.

Am Tage zuvor reichen die Lührschauser ihre Verteidigungsschrift ein mit der erklärenden Einleitung: „... da die Eingesessenen sich nicht so gut ausdrücken können“.

Natürlich ist sie genau das Gegenteil von Kirchhoffs Meldung und beginnt mit der Feststellung, eigentlich hätten die Lührschauser Grund zur Beschwerde gehabt. Diesen Fußsteig habe es schon „von undenklichen Zeiten her“ gegeben. (...) Bisher habe der Kolonist sich dem auch nicht widersetzt, am letzten Buß- und Bettag

habe er aber den Lührschausern gedroht, sie sollten sich ja nicht wieder bei ihm blicken lassen, sonst würde es ihnen ergehen wie denen in Dannewerk seinerzeit bei der Ochsenverlosung.

Trotz dieser Drohung hätten die Lührschauser am nächsten Sonntag wieder den altgewohnten Kichensteig zu benutzen gewagt: Hinrich Hinrichsen, der bucklige Peter von Fehren, Marquard Reimers, der Sohn des Bauervogts Claus Goertzen, sowie Carsten Hansen samt deren Frauen.

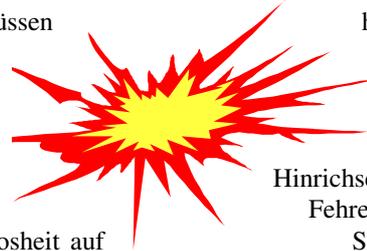
Man habe jetzt den Fussteig überpflügt angetroffen, sich daran aber nicht gestossen, denn das sei ja allgemein Sitte und hinterher würde der alte Pfad wieder begangen. Das habe man auch auf Kirchhoffs Feld tun wollen.

Da seien ihnen aber dieser, dessen Frau und Sohn mit geschwungener Axt entgegengekommen, hätten die harmlosen Kirchgänger bedroht, mit Steinen beworfen und mit unflätigen Schimpfwörtern: „Schelme, Diebe, Huren, Canaillen, krummer Schelm (gemeint ist damit der Bucklige).“

Des Kolonisten Sohn sei auf den buckligen Fehren mit der Axt einge- drungen, im Handgemenge habe dieser sie ihm abgenommen und sich dabei selbst verletzt. Dass bei diesem Handgemenge der Angreifer ein paar ungefährliche Schläge mit einem Stock abbekommen habe, könne wohl möglich sein. Man habe sodann auf dem Fußsteig den Weg zur Kirche nach Schleswig fortgesetzt, dem Gottesdienst beigewohnt und hinterher auf dem Amtshaus die dem Kolonisten entwundene Axt als Beweisstück abgegeben. (...)

Man bittet um Ahndung der Miss- handlung, um Freigabe des Fußsteiges und um Anweisung an den Kolonisten, in Zukunft jegliche Störung zu unter- lassen. Nicht vergessen wird der Hin- weis, man halte sich auch „für des Kö- nigs Untertanen, die besonders jetzt hart bedrückt“ werden.

Am 12. Mai kommt es im Amtshaus zur Verhandlung. Man beschuldigt sich gegenseitig, kann aber keine un- parteiischen Zeugen beibringen. Des- halb läßt der Amtmann sie wieder nach Hause gehen und stellt die Entschei- dung der Rentekammer, als übergeord- nete Behörde, anheim.



Sein Vorschlag gehe dahin, jeden zu „2 Mal 24stündigem Gefängnis auf Wasser und Brod“ zu verurteilen - den buckligen Lührschauder der Schlägerei wegen und Kirchhoffs Sohn wegen der Bedrohung mit der Axt und der Ver-spottung eines Missgestalteten:

„dich hat ja schon der Teufel gezeichnet!“

Wie die ferne Rentekammer ent-schieden hat, ist den Akten nicht zu entnehmen. Da sie sich den Vorschlä- gen der ortskundigen Amtmänner meistens anschloss, können wir davon ausgehen, dass der Kolonistensohn und der kampflustige Bucklige zwei Tage „bei Wasser und Brod“ Gelegenheit erhielten, darüber nachzudenken, ob man Streitigkeiten beim Kirchgang nicht auch „christlicher“ austragen könne.

Das tägliche Einerlei

Der schlimmste Schock für die Kolonisten muss wohl die totale Abgeschiedenheit gewe- sen sein. In Einzelgehöften, fern von Dorf und Stadt, vergeht ein Tag nach dem anderen in ewiger gleichförmiger Arbeit, wie in einer Tretmühle.

Frühmorgens mit Sonnenaufgang beginnt die Fron und endet mit Ein- bruch der Dunkelheit. Nichts passiert in dieser Eintönigkeit, was als besonderes Ereignis wert gewesen wäre, festgehalten zu werden.

Man lebt dahin und arbeitet oder besser gesagt: man vegetiert. Man ar- beitet, man isst, man schläft und - arbei- tet wieder, so wie die Ackergäule und Zugschsen: hüh, hott und brrr.

Kleine Fenster erhellen nur äußerst dürrftig die niedrigen Räume, in denen stets ein feuchtes Halbdunkel herrscht. An den Wänden in einem Holz- verschlag die üblichen Wandbetten (Alkoven), in denen auf einer Stroh- unterlage meist mehrere Personen zu- gleich nächtigen.

Wie das Leben ist auch die tägliche Kost, deren hervorstechendstes Merkmal die Eintönigkeit ist. Der Tag beginnt meist so, wie er endet: mit Buchweizen- grütze. Und dies das ganze Jahr hindurch, allenfalls aufgelockert durch die Art der Zubereitung in Form von Buchweizenklössen oder Buch- weizenpfannkuchen oder durch gele- gentliche Zugaben von Kartoffeln.

Wie willkommen mögen dabei die wenigen Anlässe gewesen sein, dem Alltag zu entfliehen, auch wenn dabei

Gottloses Treiben zu Weihnachten

manchmal über die Stränge geschlagen wird.

Obwohl die Rentekammer in ihrer Verfügung vom 23.März 1762 den Kolonisten untersagt hat, Krügerei zu betreiben, halten einige sich nicht da- ran, und betreiben heimlichen Aus- schank. Ein Einkommen war dadurch oft leichter zu erzielen, als durch die mühsame Heide- und Moorkultivierung.

Auch Daniel Schumann in Chris- tiansholm schenkt in seinem Haus verbotenerweise Branntwein und Bier aus. Weihnachten 1762 findet hier ein wüstes Gelage statt. Dr.Erichsen berichtet: (Clausen, S.266)



„Den anderen heiligen Weynachtstag des morgens Glocke 10 haben sie mit Sauffen und Danzen angefangen und bis Ausgang des lezten heiligen Tages damit angehalten.

Die Lustigkeit soll in Schumanns Hause gestanden haben, den Nachmittag des anderen heiligen Tages sind sie schon so voll gewest, daß es auf Morden und Todschlagen losgegangen ist.

Es sollen 2 besonders große Schlägereyen gewesen seyn, die eine soll Glathorn, ein bekannter und versoffener Schneider und der aller untüchtigste Kolonist, so nur hier ist, erregt haben wegen eines gestohlenen Rades und weil Jacob Holtle nicht das Licht zum Zeichen seiner Unschuld auffressen konnte oder wollte, so mußte er der Dieb sein - sonst ist er, d.h. Holtle, ein schicklicher Mann, wäre er nur von der Gesellschaft und an einem so heiligen Tage weggeblieben - darauf soll ihn Schwetzig die Bier Kanne ins Gesicht geschmißen und ihn jämmerlich geschlagen haben und hat ihn ins Fenster gedrückt, daß fast alle Ruthen (=Scheiben) entzwei gingen.

Ähnlich erging es dem Meggerdorfer Schmied Peter Petersen. Er wurde jämmerlich verprügelt und wollte doch nur dem Danze mal zusehen. Schwetzigs Frau wurde von Schwetzig mißhandelt, dann stürzte sich dieser mit 6 anderen auf Petersen und haben ihn beinahe getötet.. Sie schimpften auf alle dänischen Unterthanen in unaussprechlichen Wörtern. Einer zog einen Hirschfänger, der Colonist Johann Christopher genannt Hollander zog ein Messer.

Hinterher haben sich die Parteien wieder vertragen. Eine Strafe ist aber nötig wegen der Feiertagsentweihung. Zweidrittel aller Fenster wurden eingeworfen, (Viele konnten das nicht gewesen sein, da ein Kolonistenhaus nur ein paar kleine Fenster hat !) der Ofen umgerißen, so daß das Haus bald in Brand gerathen wäre.

Die Schuldigen sind Schumann als Wirth und seine sauberen Gäste Schwetzig, Schwert, Glathorn, Knaus und andere. Sie tranken in 2 Tagen 6 Tonnen Bier und 2 Anker Brantwein (2 Anker = 75 Liter !).

Die Unschuldigen sagen, daß diese den ganzen Colonisten Nahmen stinkend machen und sie mit darunter leiden müssen“.

Das Nachspiel findet in den ersten beiden Monaten des Jahres 1763 im Gottorfer Amtshaus statt.

Jacob Ritz, aus der Kolonie Friedrichsholm, der schon 3 Monate im Pinneberger Zuchthaus gesessen hat, leugnet gar nicht die Sauferei, findet aber eine pffiffige Ausrede: Er habe nur auf das Wohl der Königl. Majestät getrunken.

Daniel Schumann „gestehet ein Wirts- und Lusthaus gehalten zu haben“. Er nimmt oft Musikanten an, einige sagen, er halte ein Hurenhaus. Letzteres bestreitet aber die Wirtin Anna Justina Schumann entschieden in einer schriftlichen Eingabe, denn dann müsse sie ja die Hure sein. Sie könne genügend Gutachten der Hohner Obrigkeit beibringen, die das beweisen.

Einer ihrer Hauptzeugen ist der Musikant Hanß Engelland, der sich allerdings mit der Musik besser auskennt als mit der hochdeutschen Schriftsprache:

„ich berichte daß wier bei daniell schüman nicht uter die brädie (d.h. nicht während der Predigt) nich aufgewardt haben sondern üm 2 ühr dage kommen sein noch Viehl weniger ale suntag gebacht hadt welches sich nicht Verheldt“

Der Zettel des Dorfmusikanten soll beweisen, dass während des Gottesdienstes kein Tanz stattgefunden hat. Dieser habe „keine Stunde vor dem Lichtenstecken“ begonnen, d.h. nicht schon am Nachmittag, sondern erst nach Dunkelwerden.

Wenn hier vom „Lichtenstecken“ zu Weihnachten die Rede ist, ist darunter nicht das Anzünden von Kerzen am Weihnachtsbaum zu verstehen.

Einen Christbaum gibt es damals so wenig in den Häusern der Kolonisten wie bei den Einheimischen oder in der Kirche. Erst Anfang des 19. Jahrhunderts kommt dieser vereinzelt bei wohlhabenden Bürgern vor und erst um 1860 findet der Kerzenbaum allgemeinen Eingang.

Außer der Schilderung dieser turbulenten „Weihnachtsfeier“ in der verbotenen Kneipe zu Christiansholm finden wir in den Akten leider keine Schilderung des Weihnachtsabends in einer gewöhn-

Die Strafen für die Randalie

lichen Kolonistenhütte. Sie wird sich sehr von der heutigen kommerziell überladenen Feier unterschieden haben. Wenn nur die Stube warm war, ein Butterklümpchen in der Buchweizengrütze zu finden und ein wenig selbstgeschnitztes oder genähtes Spielzeug vorhanden war, fühlte man sich festlich gestimmt und zufrieden.

Am 23. Februar 1763 erstattet der Amtmann v. Plessen seinen Bericht nach Kopenhagen über die Hauptübeltäter:

Daniel Schumann sei faul, liederlich und Förderer der Händel in seinem Haus zu Weihnachten. Man solle ein Exempel statuieren und ihn aus dem Lande jagen.

Der Schneider Michael Glathorn sei ein Erzsäufer und Zänker, der sich ganz der Faulheit widme. Umsonst habe er vor einem Dritteljahre bei Wasser und Brot im Bährenloche gesessen. Mit ihm sei wie mit Schumann zu verfahren.

Claus Weßel sei ein Säufer, der das Saufen gar nicht abstreite (...). Ab 22. Januar wird ihm das Tagegeld gesperrt.

Der Schneider Gerhard Wulf „hat nicht das geringste gearbeitet. Er wohnt in Lunden und kommt nur, um sein Tagegeld zu holen. Ab 22. Januar ist ihm dieses gesperrt“.

Sündige Saufhäuser

Aber auch in der Kolonie Friedrichsholm sind einige Kolonisten der Obrigkeit ein Dorn im Auge. So unterhalten Johann Hinrich Obermüller und Jacob Butz angeblich „sündige Saufhäuser und beförderten die Schwelgerey“, wie aus dem Verhör auf dem Amtshaus vom 12. Februar 1763 hervorgeht.

Noch am gleichen Tag wird der Kassierer Dumreicher über die verhängten Strafen informiert:

„Nachbenannte Kolonisten verlieren die Verpflegungsgelder für die zugleich angemerkten Tage, welche sie wegen ihres Unfleißes und niederlichen Lebens im Gefängnis zubringen sollen:

Jacob Ritz: 8 Tage,

Jacob Butz: 9 Tage,

Joh. Hinrich Obermüller:

2 Tage (...).

Michael Brumm aus Königsberge erhält so lange kein Geld, bis er herkommt, die Strafe abzusetzen.“

Mit den Verpflegungsgeldern sind übrigens die Unterstützungszahlungen gemeint, die mittellose Kolonisten bekommen, um in der harten Anfangszeit nicht zu verhungern.

Als Kostgeld gibt es pro Tag für

- den Mann 6 ß (= Schilling),
- die Frau 2 ß;
- pro Kind 2 ß,
- Knecht 4 ß,
- Magd 3 ß.

Das ist gewissermaßen die „Stütze“ jener Tage, die auch dann noch gezahlt wird, als die Kolonisten bereits ihre Plätze bezogen haben.

Eine Familie von Mann, Frau und 3 Kindern hat somit pro Tag einen Anspruch auf 14 Schilling Kostgeld, was pro Woche rund 2 Taler ausmacht. Letzteres ist ungefähr der Preis für einen Dz Roggen und in 5 Wochen beläuft sich das Kostgeld für diese Familie auf den Gegenwert einer Kuh.

Diese Beträge sind etwa bis Mitte 1763 gültig. Danach tritt der Rotstift in Aktion und die Unterstützungen werden um ca. 50 % gekürzt.



Amtliche Bekanntmachung

Weil die Julianenziegelei in Friedrichsholm schlechte Qualität liefert, fehlt es an Steinen. Deshalb wird vom Gottorfer Amtshaus eine öffentliche Ausschreibung aufgegeben:

„Zu den Kolonistenhäusern in der Hohner Harde fehlen noch viele 1.000 Mauersteine, die zu Wasser bis an die nächstgelegenen Orte gebracht und von da nach den Bauplätzen von den Unterthanen gefahren werden sollen. Wer die Lieferung dieser Steine zu übernehmen gedenkt, der kann sich am 13. Januar 1763 des Vormittags um 10 Uhr hieselbst einfinden, und durch Bott und Überbott sein Glück versuchen“.

Die Verbreitung dieser Anzeige - wie auch alle anderen öffentlichen Mitteilungen der Kolonisationsbehörde - erfolgt über Kanzelsabkündigungen.

D.h. die Anzeige wird mehrfach abgeschrieben, an die Pastoren verteilt und am Sonntag von der Kanzel verlesen. Der Pastor bekundet durch Unterschrift, wenn er seiner Pflicht Genüge getan hat und sendet das Schriftstück dann wieder an das Amtshaus zurück.

Der Amtsschreiber C.Jensen bündelt die zurückgekehrten Bestätigungen der Kanzelsabkündigungen - 11 sind es im vorliegenden Falle: für die Kirchspiele Tönning, Cosel, Hohn, Friedrichsberg (Schleswig), Hohenweststedt, Jevenstedt, Rendsburg, St. Michaelis (Schleswig), Dom (Schleswig), Eckernförde.

Und damit niemand sagen kann, er habe nichts gehört, ist jede Familie angehalten, jeden Sonntag mindestens einen Vertreter zum Gottesdienst zu schicken. Das ist nor und noch lange nach der Kolonisationszeit bis in unser Jahrhundert hinein üblich.

Wie steht es eigentlich mit der Postzustellung?

Beförderung von Briefen und Personen

Zwar strömt die heutige Flut von Werbebriefen und Zeitungen damals noch nicht in die Häuser, aber dann und wann kommt doch ein Brief und bei etlichen Kolonisten wird die Verbindung zur alten Heimat nicht ganz abgerissen sein.

Hin und wieder finden sich auch Erbschaftsangelegenheiten in den Akten, die natürlich mit einer Benachrichtigung aus dem Süden verknüpft sind.

Ein regulärer Postdienst zu den entfernt und verstreut liegenden Kolonistenhöfen wird hierzu nicht eingerichtet, sondern die Inspektoren werden als Hilfsbriefträger auserkoren.

Ein billiges Vergnügen ist das Versenden von Briefen oder das Herumreisen mit der Postkutsche ohne

hin nicht.

1780-1801 beträgt die Posttaxe für einen Brief für die ersten 9 Meilen (= 67,5 km) 4 Schilling (ß) und für je 3 Meilen weiter 2 ß.

Bei einer Entfernung von 450 km zahlt man somit ca. $\frac{1}{2}$ r. Dafür muss ein Maurer 1765 einen ganzen Tag arbeiten.

(s. S. 30 : Kaufkraft von r) Der Reisende in der Postkutsche hat in jener Zeit ein Einschreibegeld von 4 ß und für jede Meile 20 ß zu berappen.

Es versteht sich von selbst, dass bei solchen Gebühren für den gewöhnlichen Bürger das Verreisen und Briefeschreiben nur in allerdingensden Fällen in Frage kommt.



Die alte Mutter schreibt an den Sohn. Es fällt ihr offensichtlich schwer. Sie ist allein und bedarf vielleicht seiner Hilfe. Wie aber kann sie ihn erreichen? Vielleicht ist er ausgewandert oder hat in einer weit entfernten Stadt endlich Arbeit gefunden? Wie lange schon hat er nicht geschrieben? GARTENLAUBE 1897, S.701.

Aus: Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes, Band 2, 1810-1900, S.147.

Neuanfang in Neuberend

Am 8.11.1764 ist es auch für die Familie Reble endlich so weit: Vor den Toren von Schleswig, in Neuberend, Kirchspiel Nübel, Amt Gottorf, kann ein Hof übernommen werden: die Nr.5 auf nebenstehender Karte des Landvermessers Basballe aus dem Jahre 1763; heutige Adresse: **Neuberend, Klosterreihe 115.**

2 Jahre später kommt sogar noch eine zweite Stelle hinzu: die Nr.16. Diese kann jedoch wegen zu hoher Verschuldung nicht gehalten werden.

Hart bedrängt von Gläubigern

Und so teilt Adam Reble am 6.Juli 1768 der Kolonialbehörde mit, er werde von seinen Gläubigern hart bedrängt und bitte, einen seiner Plätze an den Kolonisten Kirchhoff für 30 r zu verkaufen.

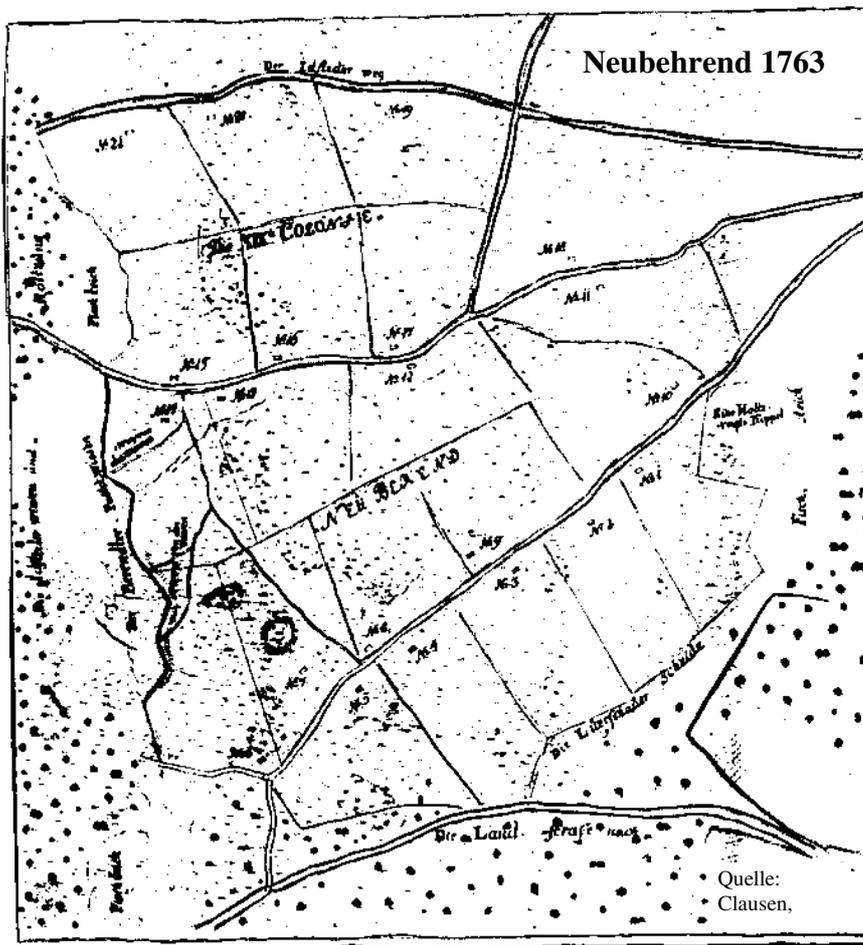
Mit „verkaufen“ ist eher ein Abstand in heutigem Sinne gemeint, so wie er heute bei der Übernahme von Mietwohnungen üblich ist. Denn die Grundstücke und damit auch die Häuser waren Eigentum des Staates und durften nicht frei verkauft werden. Zudem wären 30 r auch ein Spottpreis gewesen, denn der tatsächliche Wert eines Kolonistenhauses dürfte mehr als das Zehnfache betragen haben.

Der Gottorfer Amtmann v.Ahlefeld meldet am 25.Oktober 1768 nach Kopenhagen, Adam Reble habe einen seiner Plätze für 30 r an den Kolonisten Kirchhoff, Am Königswege verkauft.

Nach eingezogenem Bericht vom Hardsvotg Inderfelden sei dagegen nichts zu sagen, obgleich, so fährt der Amtmann wörtlich fort,

Ein nicht gerade schmeichelhaftes

„es freylich wahr ist, daß die Sitten des gedachten Kirchhoff und seiner ganzen Familie nichts taugen, und dem Lande mehr mit deren Entfernung als Verbreitung gedient seyn würde, und obgleich ich es selbst weit lieber gesehen hätte, daß mehrbesagter Platz einen anderen Besitzer bekommen“.



Urteil für die Familie Kirchhoff, die vor 7 Jahren hier an der Heerstraße vor den Toren Schleswigs angesiedelt wurde, um allen Vorbeireisenden eine Musterkolonie zu präsentieren.

Wahrscheinlich ist es besagter Obrigkeit ein Dorn im Auge, dass Andreas Kirchhoff auf Grund der exponierten Lage sich ein einträgliches Nebengeschäft zugelegt hat und illegale Krügerei betreibt. Dabei ist er wohl so schlau, sich nicht erwischen zu lassen und wird von einflussreichen Leuten gedeckt.

Auch nach dem Verkauf einer Stelle wird die Familie Reble mit dem restlichen Besitz nicht glücklich. Dies geht aus der Höfekartei hervor (Clausen, S.828)

1768 : Adam Reble; verzieht nach Königshügel (möglicherweise findet dieser Umzug erst nach 1768 statt)

1769 : Am 12.11. kauft Joh.Martensen das Haus von Adam Reble.

1770 : „wüste Verhältnisse - allerlei Gesindel in seinem Haus“; er zahlt den Preis nicht für das Haus und verzieht nach Schuby.

Damit endet für Adam Reble der Abschnitt Neuberend.

Wie groß die Familie noch ist, wissen wir nicht. Sohn Johann hat sich bereits vor 2 Jahren nach Friedrichsanbau abgesetzt.

Der Rest der Familie übernimmt am 13.11.1772 in Königshügel, 20 km südwestlich von Schleswig den Stolberg Hof und bewirtschaftet diesen bis 1776.

Anschließend heißt es in der Höfekartei (Clausen, S.798)

Übernahme durch Hans Siehe (für 85 r)

Über das weitere Schicksal von Adam Reble wissen wir nichts. Wahrscheinlich ist Königshügel die letzte Station in einem Leben voller Arbeit, Hoffnungen und Entbehrungen.

Verfolgen wir daher die Spur von Sohn Johann. Sie führt in das Kirchspiel Kropp, auf halber Strecke zwischen Schleswig und Rendsburg.

Mehr darüber ab Seite 29 im Abschnitt Friedrichsanbau Aus der Chronik der 5. Kolonie.



Das Kolonistenhaus

Aus Sparsamkeitsgründen hat man die erste Version so eng bemessen, dass die Kolonisten und ihr Vieh sich darin wie eingepökelt vorkommen müssen:

- Ein großgewachsener Mensch stößt in der niedrigen Stube mit dem Kopf gegen die Deckenbalken und muss jedesmal eine Verbeugung machen, wenn er durch die Tür will.
- Das Vieh kann in den engen Ställen nur quer stehen.
- Die Außenmauern sind bei einer Stärke von 1 Stein von geringer Festigkeit.
- Es werden keine richtigen Fundamente gesetzt.
- Der Kalkverputz ist zu dünn und friert im Winter weg.
- Die großen, mit schlechtem Lehm gemauerten Fugen leisten nicht lange Widerstand.
- Das Reetdach wird zu dünn gedeckt, so dass es Regen und Wind kaum abhalten und man nach kurzer Zeit ungehindert Mond und Sterne durch das Dach betrachten kann.

Pfusch am Bau

Aus Friedrichsanbau ist bekannt, dass der Nachbar der Familie Huber-Reble, ein Maurer aus Durlach namens Georg Grimm, beim Eintreffen auf der Stelle "Jägers Ruh" eine derartige Bruchbude vorfindet, dass er den gesamten Bau abreißt und anschließend in Eigeninitiative neu errichtet.

1765 erhält er für seinen Fleiß und sein vorbildliches Verhalten von der Obrigkeit 5 r Prämie + 1 Bibel.

Bei den übrigen Kolonisten gilt Grimm allerdings als Streber und ist verhasst. Als 1764 von den 15 Kolonisten 5 "wegen Faulheit cassiert" werden und 5 andere in Zusammenhang damit freiwillig ihren Abschied begehren, ist er sich sogar seines Lebens nicht mehr sicher.

Seine Frau wird eines Abends bei einem Gang zum Ladevogt von der Frau des cassierten Kolonisten Herbach hinterrücks überfallen.

Inspektor Waldmann berichtet darüber am 24. März 1764 seinem Amtmann (Clausen, S. 428):

"Herbachs Frau läuft hinter ihr her, kriegt ihr zu faßen, schlägt ihr darauf im Gesichte, so daß Grimm seine Frau zur Erde fällt, und wenn nicht der Ladevogt Träger dazu gekommen wäre, hätte es üble Folgen nach sich ziehen können. Die cassierten Colonisten drohen sowohl Grimm als seiner Frau wie auch anderen den Tod, wollen sie auch so zurecht, daß sie nach ihrem Abzug nicht mehr auf ihren Plätzen arbeiten sollen. Gnädiger Herr! es ist faß niemand vor die Leute in dieser Colonie sicher, sie rottieren sich zusammen und überlegen es, wie sie es anfangen sollen um noch vor ihren Abzug von jemanden etwas Böses auszuüben".

Verbessertes Kolonistenhaus

Allerschwächste, Allerbilligste genommen und das rächt sich bald.

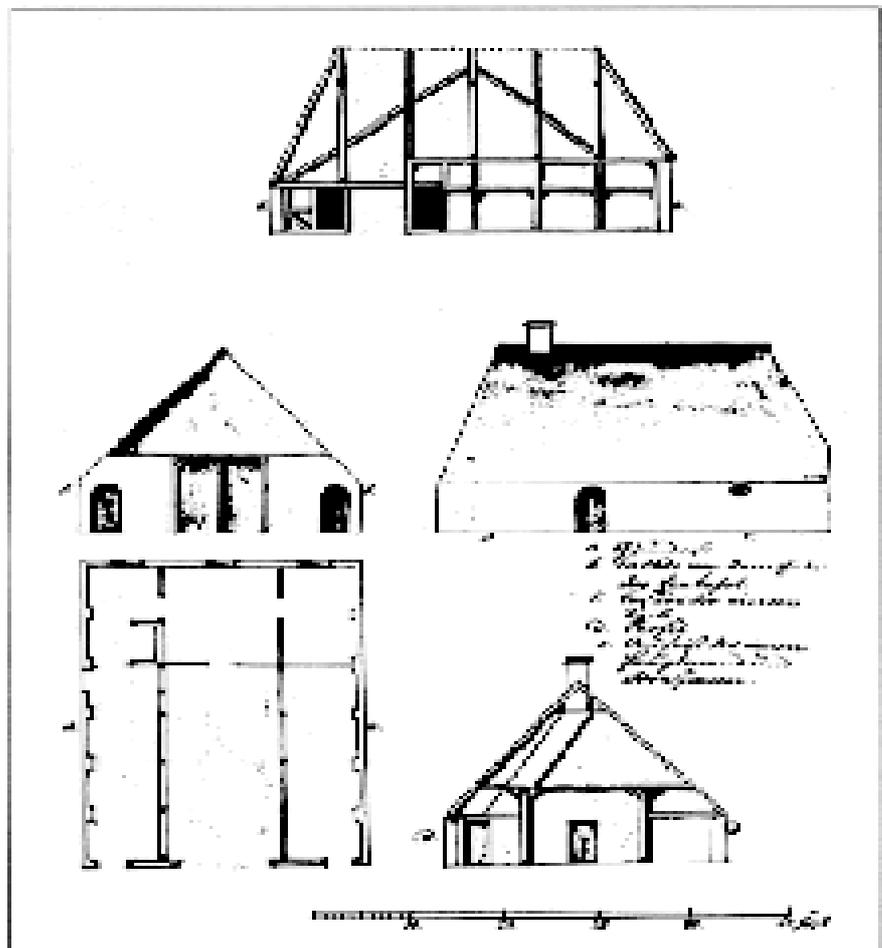
Auf Grund der offenkundigen Mängel wird ab 1763/64 ein verbesserter Haustyp favorisiert (s. Abb.):

- Grundriss 42 x 34 Fuß (ca. 12 x 10 m)
- Mindesthöhe von Stube, Küche und Kammer 6 1/2 Fuß (1,89 m) unter dem Balken
- Außenmauern 1 1/2 Stein dick
- in Kalk gemauert, statt in Lehm
- mit dünnem Kalkverputz der Wände
- Strohdach mindestens 1 Fuß dick und mit Strohrepen befestigt

Das Kolonistenhaus präsentiert sich hier als "Niedersachsenhaus", auch "Hallenhaus" genannt.

Der beherrschende Raum ist die Dreschdiele, von der auch das Vieh frisst. Am hinteren Ende der Diele ist der Kamin angebracht. Von ihm aus wird der einzige Ofen des Hauses geheizt. Dieser befindet sich in der dahinter liegenden Stube, die von zwei schmalen Kammern flankiert wird.

Es gibt keinen Schornstein, sondern der Rauch zieht bei dieser Variante über die Diele nach oben ab, um das



Beim Bau der ersten Häuser hat man überall nur das Allerwenigste,

Holz vor Würmern und das Stroh und Getreide vor Fäulnis zu bewahren.

Viehbestand und Ackererträge

Am 12. Januar 1765 berichtet der Inspektor Kamphövener über seinen Distrikt (Clausen, S.473):

Friedrichsanbau :
„Besteht aus 15 Familien und das Land aus Heide und Mohr. Der Mangel besteht auch darin, daß bey den Plätzen kein Wiesenwachs ist. Vortheile besitzt diese Colonie gar nicht (...)“.
„Nr.4 - Georg Hubers Witwe: führt gut Haus und Landwesen; hält einen Tagelöhner; 2 Pferde, eine Kuh (...)“.

Wahrscheinlich verbirgt sich hinter dem obigen „Tagelöhner“ der spätere Schwiegersohn Johann Reble.

Pferde und Kühe

Was die Viehbestandsmeldung für die Familie Huber/Reble anbetrifft, so liegt der Normalfall vor, d.h. als Grundausrüstung das erhaltene „Königliche Beschlagsvieh“, als da sind: 2 Ochsen als Zugtiere (stattdessen z.T. auch Pferde), 1 Kuh, 2 Schafe.

10 Jahre später sind in Friedrichsanbau je Stelle durchschnittlich 1,5 Pferde und 3 Kühe vorhanden. Dieser Bestand stagniert im wesentlichen bis 1883, also bis 20 Jahre nach Gründung. 3 Kühe pro

Familie ist relativ wenig,

wenn man bedenkt, dass die damaligen Kühe

nicht wie heute 30 und mehr Liter

Milch am Tag geben, sondern

wahrscheinlich alle deutlich unter 10 !

Und wenn davon noch Butter auf den

Wochenmarkt gebracht werden soll,

muss das eigene Brot meistens ohne

Butter verzehrt werden.

Roggen, Buchweizen und Kartoffeln ...

... sind im Wesentlichen die Ackerfrüchte der Kolonisten. Anfangs versucht man es auch mit Hafer und Gerste, behält deren Anbau jedoch nur in wenigen Gebieten bei. Allgemein bekommen die Kolonistenpferde keinen Hafer zu sehen, sondern müssen sich (auch im Winter) ihr Futter in der Heide suchen, denn Roggenstroh und Wiesen-

heu ist knapp und muss mit dem Hornvieh geteilt werden.

Über die Ackererträge gibt es eine jährliche Statistik (Clausen, S.622ff), die jedoch wegen unterschiedlicher Zählweise nur grobe Anhaltspunkte liefert.

Die Getreidemengen werden in allen Listen als Tonnen angegeben. Darunter sind jedoch nicht 1000 kg im heutigen Sinne zu verstehen, sondern soviel, wie in eine normale Tonne hineingeht, d.h. bei Roggen ca. 100 kg.

Die Aussaat an **Roggen** ist relativ gleich: rund 1,5 Tonnen je Stelle. Der Ertrag ist dürftig, oft nur zweifach, allgemein dreifach. Die Spitze hält 1776 Leopold Gasmann in Friedrichswiese mit einem siebenfachen Roggen-ertrag.

1 Dz Roggen ergibt 28 Brote zu je 2,5 kg. Aus 4 Dz Roggen im Jahr kann eine Kolonistenfamilie rund 112 Brote backen. Das ist für eine fünfköpfige Familie nicht viel.

Der anspruchslose **Buchweizen** wird von den Einheimischen übernommen und spielt lange Zeit eine bedeutende Rolle in der Ernährung. Noch bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts fehlt in keinem Bauernhaus des Schleswiger Mittelrückens auf dem Abendtisch die in Milch gekochte Buchweizengrütze.

Von 1766 bis 1783 werden in Friedrichsanbau 3 Tonnen Buchweizen (gut 200 kg) durchschnittlich pro Stelle geerntet.

Und 5 Tonnen (ca. 250 kg) beträgt die Ernte bei den **Kartoffeln**. Diese erweisen sich mehr und mehr als „Brot

des kleinen Mannes“. Sie helfen das Brot zu strecken, man kann sie gekocht auch ohne Zutaten mit Salz essen und die Abfälle als Viehfutter nutzen. Der Anbau ist für die Aufbereitung des Bodens und die Bereicherung der Fruchtfolge äußerst nützlich. Und hier sind es die Einheimischen, die nach und nach von den Kolonisten lernen.

Kostenanschlag des Amtes Gottorf für 1765

gekürzte Zusammenfassung der Übersicht von Clausen, S.482f

Tagegelder für Oberdeutsche	34 464 r
für Einheimische	2 550 r
Hausbau	4 531 r
Besoldung der Bediensteten	6 458 r
Reisegelder	6 323 r
Ziegeleien	9 754 r
Futtergelder (408 Fam. je 16 r)	5 562 r
Saatkorn	2 417 r
Vergütung für umfallendes Vieh....	1 000 r
Winterfeuerung für Res-Kolonisten....	26 r
Brücken, Wege, Dämme, Brunnen	1 320 r
Nicht beglich. Rechnngen v.1764	2 592 r

Gesamtkosten für Gottorf 1765 ..	76 990 r

Dieser Kostenvoranschlag liegt erheblich unter den in 1764 ausgezahlten Beträgen. Nach Mitteilung der Rendsburger Festungskasse vom 5.1.1765 waren dies insgesamt 197.688 r.

In den Folgejahren werden die Ausgaben für die Kolonisation rigoros zusammengestrichen.

Die staatlichen Ziegeleien werden verkauft und Personal entlassen, darunter auch der oberste Chef der Kolonialbehörde, Dr.Erichsen, der sich mit allen überworfen hat.



Massenabwanderung

Die größte Unruhe ruft jedoch der berüchtigte und gefürchtete „**terminus ad quem**“ hervor, das Aufhören der Tagegelder 2 Jahre nach Beziehung der Häuser. Für die ersten Kolonisten im Amt Gottorf tritt dieses Schreckgespenst Ende April 1765 durch die Tür. (Clausen, S.501ff)

In den langen Wintermonaten hat man sich das Elend in seinem Gefolge immer wieder ausgemalt und über Alternativen nachgedacht. In vielen Familien kursieren unter der Hand Aufrufe der russischen Zarin zur Kolonisation der fruchtbaren Gebiete an der Wolga. In diesen Flugblättern wimmelt es nur so von großzügigen Angeboten zur Starthilfe und äußerst lukrativen Versprechungen im weiträumigen Russland.

Man ergeht sich in Wünschen und Phantasien, die Gemüter werden aufgepeitscht, die steigende Frühlingssonne tut das ihrige dazu, und so kommt es im Süden von Schleswig, im Kirchspiel Kropp, zu einer Welle von Desertationen und Abwanderungen.

Am 14. April 1765 meldet der Ladevogt Hoffmann aus der Kolonie Friedrichswiese dem Inspektor Waldmann, die Hälfte der Stellenbesitzer sei desertiert. Welchen Weg sie genommen hätten sei unbekannt.

Am folgenden Tage gibt der Kolonisteninspektor die Meldung ans Gottorfer Amtshaus weiter und am gleichen Tag versendet der Gottorfer Amtmann folgenden Steckbrief:

Es ist gesandt: 1. nach Meldorf, 2. Altona, 3. Lübeck, 4. Itzehoe, 5. Hamburg, 6. nach den Glückstädtischen Anzeigen, 7. nach Husum“.

Die angeschriebenen Orte liegen an der Küste oder in Küstennähe. Man rechnet also damit, dass die Flüchtlinge Schleswig-Holstein mit dem Schiff verlassen könnten.

Der in diesem Steckbrief genannte Wilhelm Edel stammt übrigens aus der nahen Kolonie Friedrichsanbau.

Auch dort muss es wild zugehen: Von den 15 Familien haben 9 - teils mit, teils ohne Erlaubnis - ihre Stelle aufgegeben.

Ein Jahr später - die cassierten Kolonisten sind durch andere ersetzt, die aber nach Meinung der Obrigkeit nicht besser sind - schreibt Inspektor Waldmann am 21. April 1765 über das Gebahren der Fluchtwilligen an seine Dienststelle:

**„Hoch und Wohlgeborener, Höchstgeehrter Herr Cammer Herr, Cantzler und Amtmann, Ritter, Gnädiger Herr !
Die Colonisten in der
5. Colonie Friedrichsanbau und sogar der Ladevoigt Träger selbst Verkaufen und vertauschen das Königl. Vieh gegen schlechtes und nichts werthes, ingleichen Nutzholtz, Heu und Stroh, ruinieren ihr Land, worin bereits Winter-Rocken gesäet worden ist,**

**hauen es mit der Hacke um und führen sich solchergestalt auf, daß ich mit Grunde fürchte, daß sie ihre Häuser in Rauch aufgehen lassen bevor sie wegziehen. Rottieren sich auch zusammen, wie sie mir, wenn ich in der Colonie komme, das Fell verhauen wollen, weil ich ihnen allezeit zur Fleiß angemahnet und ihnen nunmehr nicht helfen könnte. Sogar der Lade Voigt Träger hat gestern seine Sachen verkaufen lassen und hat sich nicht gescheut Königl. Inventarien Stücke mit zu verkaufen.
Gnädiger Herr, ich bin meines Lebens nicht mehr sicher, wann Ew. Hoch- und Wohlgeb. diese Leute nicht arretieren und gefänglich einziehen werden und anderen zum Schrecken nachdrücklichst zu strafen und hinsitzen zu lassen, wo ich für ihnen sicher bin.
Der ich Zeit Lebens beharre Ew. Hoch und Wohlgeb. unterthänigster Diener
N. Waldmann“**

Die Warnung und Beschwerde kommt zu spät. Bereits in der Woche darauf sind von den 15 Kolonisten in Friedrichsanbau 12 entwichen.

Und in Friedrichsfeld sind es 6 Familien, die sich am 19. April 1765 bei Nacht und Nebel gen Süden absetzen. In Süderstapel werden sie von Menschenschmugglern heimlich über die Eider gesetzt.

In Hollingstedt an der Eider bemerkt der Ditmarscher Hegereiter Möller, wie die Flüchtlinge auf einer öffentlichen Aktion eigenes und königliches Gut versteigern. Da er aber nur „seine eigene Person zur Inhaftierung anbieten“ kann und damit nicht fähig gewesen wäre, über die Eider nach Norden Meldung zu erstatten, reitet er zum Inspektor Heldt nach Hohn und setzt ihn in Kenntnis. Dieser benachrichtigt den Gottorfer Amtmann, der einen Requisitionsbefehl ausschreibt und diesen samt den Inspektor Heldt ins „Großfürstliche Dithmarschen zwecks Arretierung der Deserteure“ schickt.

Aus dem Amte Gottorf sind folgende Colonisten mit Weibern und Kindern heimlich entwichen: Jacob Stahl und Friederich Stahl, stark und lang, etwa 36 Jahre alt, schwarz von Haaren und pflegen blaue Röcke zu tragen. Jürgen Ploen, mager und kleiner Statur, etwa 24 Jahre alt, hat gelbe Haare und pflegt einen blauen Rock zu tragen.

Wilhelm Edel, mittelmäßiger Statur, hat rothe Haare und mag ungefähr 40 Jahre alt seyn, einen blauen Rock anhabend.

Alle Obrigkeiten, denen ich diesen Steckbrief zusende, werden hierdurch geziemend ersucht, diese Flüchtlinge, falls sie irgendwo betroffen werden, anhalten zu lassen und mir davon Nachricht zu geben. Ich erbiere mich zu allen rechtlichen Gegendiensten.

**Auf dem Amtshause vor Gottorf den 15. April 1765
Ihro Königl. May. zu Dännemarck, Norwegen ppter
bestallter Kammerherr, Kanzler des Herzogtums
Schleswig, Conferenz- und Landrath, auch Amtmann des
Amtes Gottorf und der Landschaft Stapelholm, Ritter ...**

Das Arretierungsverfahren ist zu umständlich. Als die Menschenfänger am 22. April in Heide ankommen, sind die Kolonisten bereits aus ihrem Machtbereich. Über Heide sind sie nach Büsum gezogen, um von dort sofort mit einem Hannoverschen Schiff nach Hamburg abzusegeln.



Die Deserteure aus Friedrichsfeld und Friedrichsanbau sind also entwischt. Aber nicht in allen Fällen geht die Sache so glimpflich aus (Clausen, S.419 ff):

Desertation in Prinzenmoor

Am 5. März 1764 verlassen in der Kolonie Prinzenmoor fast alle Oberdeutschen Familien (bis auf eine Ausnahme) - insgesamt 12 Familien mit 60 Personen - heimlich ihre Moorkaten und setzen bei Lex-Fähr über die Eider nach Ditmarschen. In Tellingstedt und Wrohm werden sie aufgespürt und nach Heide ins Stockhaus gebracht.

Von dort richten die Inhaftierten eine Bittschrift an den Ditmarscher Landvogt Lowtzow um Unterstützung in hoffnungsloser Lage. Man fügt einen Reisepass und ein Schriftstück über die Versprechungen bei, mit denen man seinerzeit ins Land gelockt worden ist und von denen nur dies eine gehalten worden sei,

„daß wir sind von Altona nach der ungegründeten Mohr hin Transportiret, wo selbst sich kein wildes Thier erhalten noch ernähren, viel weniger vernünftige Menschen. Wir sind nun bey nahe 3 Jahre im Lande gewesen und das Unglück unser und unserer Kinder mit Betrübtem und vergossenen viel Hundert Dausend Tränen an gesehen; allein es ist mit Menschlicher Vernunft und Augen nicht abzusehen, daß so wenig Wir als unser Kinder Zeit Lebens Brodt erhalten könnten; und fürchten wier Eltern daß uns unsere Kinder nach Verfließung unseres Todes in die Erde Verfluchen werden warum wier (aus) unser Vatter Land Verzo-gen“.

Man bitte den Landvogt untertänigst um Unterstützung, damit - so

endet das mit der Ortsangabe „Tellingsteet“ versehene Schreiben wörtlich -

„wir nicht ärger als die Kinder Israel in Egiepten von ihren Harten Drank Salen angefochten werden mögen“.

Keine Gnade

Die Inhaftierten hatten umsonst auf die Großmut eines Behördenvertreters gehofft. Keine Zeile des umfangreichen Aktenpakets kündigt von innerer Anteilnahme oder Fürsprache höheren Orts. Wenn nur die Formalitäten gewahrt sind und die Steuerkasse nicht zu kurz kommt.

Denn auch in diesem Falle verdient man nicht wenig am Elend der Elenden. Der Stockvogt fordert von sich aus gleich doppeltes Verpflegungsgeld: 8 β je Seel, und dere sind 60“. Dazu kommen noch die Kosten von Costenbader und Heldt, die ein Bewachungskommando von 16 Reitern und einem Offizier requiriert hatten. Die am 17. März eingereichte Rechnung beläuft sich nicht weniger als 431 r 27 β , d.h. den Wert von über 40 Kühen.

Dabei behauptet man, so sparsam wie möglich gewesen zu sein und fährt begründend wörtlich fort: **„Wir lagen mit Pferden an einem fremden Ort, wo jedermann uns auf die Finger und den Beutel sah und wir hielten es dem Königl. Allerhöchsten Interesse vor Zuträglich in einer Sache, deren Succes von Wichtigkeit seyn konnte nicht knickerig zu seyn“.**

Am 15. März werden die Deserteure unter der starken Bewachung von einem Offizier, 2 Unteroffizieren, 20 Reitern und einem „Stöckenknecht“ auf 10 Wagen über Süderstapel nach Gottorf gebracht und dort einen Monat in Untersuchungshaft genommen und verhört.

Der Schloß-Marketender berechne als Verpflegung für Mann und Frau je 4 β täglich, für jedes Kind 2 β . Außerdem liefert er „die Nohtdurft an Thran zu den brennenden Lampen“. Heizungstorf wird aus den Kgl. Vorräten beige-steuert.

Die Verpflegungsliste wirft ein erschütterndes Licht auf die familiären Verhältnisse und die Grausamkeit damaliger Rechtsprechung, nach der auch unschuldige Kinder hinter Kerkermauern gebracht werden. Insgesamt müssen 31 Kinder die Haft mit ihren Eltern teilen, davon wird eines in der Zelle geboren. Die Frau von Michael

Steigert stirbt in der Untersuchungshaft. Ihre 5 Kinder im Alter von 14, 9, 8, 5 und einem Jahr werden mutterlos.

Die Sorgen der Obrigkeit

Den Amtmann plagen jedoch andere Sorgen: Die möglichst schnelle Rückerstattung der vorgeschossenen Ausgaben von der Rentekammer.

Darüber hinaus plädiert er für eine Belohnung von 100 r für den Hegereiter Möller, „ohne dessen erste Anleitung zur Nachsetzung die ganze Schar der Bösewichter entkommen wäre“, ferner 75 r für den Inspektor Heldt und Costenbader. Diese beiden hätten dazu noch ihre Pferde ruiniert, die mit je 50 r zu ersetzen seien.

Drakonische Strafen

Am 3. April trifft der Strafbefehl aus Kopenhagen ein. Durch ein Kommando werden 10 Verurteilte nach Rendsburg in die Karre gebracht.

Georg Scholl, Joachim Friedrich Leist und Johann Ludwig Behringer erhalten 2 Jahre Festungshaft und müssen nach der Verbüßung die „Königl. Lande“ verlassen.

Die anderen, Georg Wanner, David Zoller, Matthias Boger und Peter Freymüller erhalten 1 Jahr und sollen dann in ein anderes Amt umquartiert werden. Zu Boger und Freymüller wird vermerkt:

„Letztere zwei sind es, welche mit den Würfeln die wenigsten Augen warfen.“



Wiederholt kommt in den Prozessakten zum Ausdruck, dass man bei der Strafzuteilung auch die Würfel entscheiden ließ, was wohl aus dem sog. „Gottesurteil“ in der germanischen Rechtsprechung abgeleitet ist.

Bettelnde Kolonisten in Schleswig 1767



Die übrigen sechs, Michel Steigert, Nicolaus Eigenherr, Jacob Sick, Hans Adam Nufer, Georg Boger und sein 22jähriger Sohn Christoph werden zu „3 wöchentl. Gefängnisstrafe bei Waßer und Brod im Bärenloche“ verurteilt. Nach ihrer Entlassung fordert der Amtspfortner Lorenz Hansen 9 r, deren Auszahlung man anweisen möge.

Die zu einem Jahr Festungshaft Verurteilten werden nach diversen Bittgesuchen ihren Frauen schließlich nach 7 Monaten begnadigt und in das Amt Flensburg verlegt.

Am größten ist jedoch die Not bei den am schwersten Bestraften Kolonisten. Einer von den Dreien, Ludwig Behringer, verstirbt unter den brutalen Haftbedingungen und hinterlässt eine unversorgte Frau und 5 Kinder. Die anderen beiden werden nach 15 Monaten begnadigt und mit ihren Familien des Landes verwiesen.

Bienenzucht, Spinnen, Beten

Auch in den Köpfen der Obrigkeit scheint es langsam zu dümmern, dass man mit reinen Zwangsmaßnahmen die allgemeine Unzufriedenheit und die Massenabwanderungen nicht in den Griff bekommt. Und so werden in den Amtsstuben eifrig Pläne geschmiedet, wie man etwas „Zuckerbrot“ unter das Volk streuen kann:

- Handarbeit im Winter: Woll- und Leinenspinnen ? Ja, sehr nützlich. Die Inspektoren sollen es an guten Ermunterungen nicht fehlen lassen.
- Sind Bienen für die Kolonisten wünschenswert ? Ja, aber für die

Bienen muss man Hollunder anpflanzen.

- Wie zur Weide kommen ? Das Vieh dem Dorfhirten übergeben wie die Eingessenenen !
- Besonders nützlich: Kartoffelanbau ! Zum Fleiß anhalten. In moorigen Gegenden den Spaten dem Pflug vorziehen. Offene Kamine (ohne Schornsteine!) sind in den kleinen Kolonistenhäusern sehr gefährlich. Allgemein Schornsteine einsetzen lassen. Die Kosten dafür sind nicht hoch.
- Bibeln und Geldgeschenke ausloben. Als Belohnung und Aufmunterung für treue und fleißige Arbeit.

Aber diese ganzen wohlgemeinten Rat-

schläge berühren nur Randerscheinungen.

Den Kern des Problems trifft wohl eher ein Kopenhagener Professor, Johann Christian Fabricius, der 1786 in Kiel in einer kritischen Würdigung des Kolonisationswerkes zu folgendem Fazit kommt (Clausen, S.632):

Das Projekt sei auch nicht ganz unnütz gewesen: die meisten Stellen seien noch besetzt, allerdings mit Einheimischen. (...) Die Kolonisten (...) hätten für sie die Heide aufgebrochen, das hätte man aber viel einfacher und billiger haben können.

Es komme eben nicht alleine darauf an, die Bevölkerung zu vermehren, man müsse den Siedlern „eine wahre Liebe fürs Vaterland und ein inneres Gefühl ihres eigenen Wertes“ geben. Nötig sei die vollkommene bürgerliche Freiheit.

In den letzten Sätzen spürt man deutlich den Atem der Französischen Revolution, jenes Fanal von 1789, das die Völker und Herrscherhäuser in ganz Europa aufgerüttelt hat.



Die Freiheit führt das Volk an (28. Juli 1830), 1830

Schulbesuch der Kolonistenkinder

Nach einer königlichen Verfügung sind alle Kinder von 6-14 Jahren schulpflichtig..

In Preußen gilt die Schulpflicht seit 1717 und auch in der Heimat der Oberdeutschen muss das Schulwesen bereits seit einiger Zeit entwickelt sein. In einer Liste aus dem Jahre 1761, in der Reisegelder in Höhe von 5.380 r für 89 Kolonisten im Amt Gottorf von den Empfängern quittiert werden, können alle ihrer Namen schreiben, so dass niemand es nötig hat, die Unterschrift mit „beigefasster Feder“, zu leisten, d.h. geführt von einer Hilfskraft. (Clausen, S.128)

In den Anfangsjahren werden die Kinder der Kolonisten den schulisch nächstgelegenen Dörfern zugewiesen, mögen die Wege auch noch so weit und unpassierbar und die Schulstuben zum Bersten voll sein.

Das scheint aber nicht richtig zu funktionieren. So klagt der Hohner Pastor Clausen am 14. August 1763 in einem Schreiben an den Geheimrat von Bernstorff (Clausen, S.400) :

**„Magnific !
Der Zustand der hiesigen
Colonisten ist in Absicht auf
ihre geistige Wolfahrt be-
klagenswürdig (...). Die Alten
stecken in einer groben
Unwissenheit, die Kinder,
deren Anzahl gewiß groß ist,
gehen seit 2 Jahren als Schafe
ohne Hirten in der Irre herum,
und sind sowohl Winters als
Sommers des so nöthigen
Unterrichts beraubt. Vorigen
Frühjahr meldeten sich wohl
20 Kinder zur confirmation,
welche bereits 15 bis 16 Jahr
alt waren, allein die meisten
derselben konnten weder
lesen, noch von der bekann-
testen religiösen Wahrheit
Rede und Antwort geben. Die
Eltern waren selbst über den
elenden Zustand ihrer Kinder
betrübt und beklagten mit
Vergießung vieler Thränen,
daß sie außer aller Schuld
wären und solche von dem
Mangel der Schulen herrühre,
welche ihnen doch feyerlich
zugesagt worden.(...) Wenn
nicht bald eine Änderung
hierin gemacht wird, so
werden alte und Junge
verwildern und in eine solche**

**heydnische Blindheit ver-
fallen, welche sowohl dem
Staat schädlich als auch nicht
so leicht wird besieget werden
können. Um einem solchen
Elend abzuhelpen, wäre nöthig,
daß mit dem ersten für Erbau-
ung der nöthigen Schulhäuser
und Bestellung tüchtiger
Schulmeister Sorge getragen
würde“ (...) sowie für die
Erweiterung der Hohner
Kirche um eine zusätzliche
Capelle. (...)**

Inspektor Sidon hält ebenfalls die Einrichtung von zusätzlichen Schulen für höchst notwendig, anderenfalls käme die Jugend in späteren Jahren dahin, dass sie „**nur wenigen Vorzug vor den Thieren auf dem Felde**“ behalte.

Daraufhin schreibt der Leiter der Koloniebehörde, Dr.Erichsen am 11. September 1763 an den Amtmann v.Plessen:

**„An die Capelle wovon Herr
Pastor Claussen redet, ist pro**



**tempore freylich noch nicht
zu denken, weil die Nothdurft
des Leibes in gewissen Fällen
doch vorgehet, denn wenn die
Colonisten mit Kindern in den
elenden Erd-Hütten worin sie
nun schon zwey Jahre ausge-
halten haben, die Gesundheit
und das Leben erst zusetzen,
so ist die Seelen-Sorge her-
nach vergebens, die
Versäumniß in selbiger kan
eher nachgeholt als verlohren
Gesundheit und Leben
restituiert werden“ (...)**

1765 sei der richtige Termin für den Bau einer Kapelle. (...) Mit den Schulhäusern könne man im Frühjahr 1764 beginnen.

Der Schulmeister benötige keinen Acker, sondern nur „einen guten Kohlhof“ und Garten von insgesamt 1.000 Quadrat-Ruthen; ferner: frei Haus, frei Feuerung, etwas Schulgeld nach Kräften der Gemeinde, „freiwillige Gaben von dem Feld-Segen“, je Familie 1 Fuder Torf, die ersten 5 Jahre ein Salarium von 20 r; Pferde und Wagen seien nicht nötig, wohl aber eine Kuh, ein paar Schafe und Futter dazu.

Das Schulhaus könne folgendermaßen aussehen: 40 Fuß breit, 48 Fuß lang (11,60 x 13,92 m); Diele und Stall kleiner als im Kolonistenhaus, große Schulstube; Wohnung für den Schulmeister: Stube, Kammer, Küche.

**„Weil die Falschheit in der
Entrepreneurs Arbeit allzugroß
und fast unvermeidlich“** sei, sollten solche öffentlichen Häuser auf Königl. Rechnung gebaut werden. Ein solch gutes Haus dürfte wohl nicht mehr als 400 r kosten.

Aber auch nach dem Bau von 5 neuen Schulhäusern und der Erweiterung von bestehenden Schulen sind nicht alle Probleme ausgeräumt.

Am 15. September 1766 beauftragt der Gottorfer Amtmann den Hohner Inspektor Heldt damit, eine Liste über die Eltern einzureichen, „die ihre Kinder unfleißig in die Schule schickten“ und die Faulen „zwecks Correction anzumerken“.

Die Listen, die daraufhin von den Schulmeistern eingereicht werden, machen deutlich, wie gering die Notwendigkeit des Schulbesuchs noch allgemein akzeptiert wird und wie stark bereits die Kinder in die körperliche Arbeit der Eltern mit eingespannt werden.

Als Beispiel sei die Liste der Kolonistenschule Christiansholm wiedergegeben:

Liste von den schulfähigen Kindern in der 9. Colonie, und wie viel Tage jegliches in der Schule gewesen im Monat August 1766

	ganze Tage	halbe Tage	zus. Tage	
1. Maria Müller	-	-		wird zur Arbeit gebraucht
2. Anna Thomsen	1	2	2	
3. Gottlieb Fischer	-	-	-	kann zur Arbeit gebraucht werden
4. Christina Fischer	3	1	3½	
5. Cecilie Jensen	-	-	-	
6. Anna Catharina Carl	-	-	-	dient auf der Mühle
7. Johs.Peter Carl	-	-	-	kann zur Arbeit gebraucht werden
8. Hinrich Carl	-	-	-	
9. Conrad Schwerdt	-	-	-	wird zur Arbeit gebraucht
10. Elisabeth Schwerdt	-	-	-	dient seit Jacobii in 8.Colonie
11. Regina Schwerdt	5	1	5½	
12. Hans Frankmeyer	-	-	-	
13. Henning Frahm	-	-	-	kann zur Arbeit mit gebraucht werden
14. Friedrich Frahm	-	-	-	kann zur Arbeit mit gebraucht werden
15. Gosche Frahm	-	-	-	
16. Hans Kühl	-	-	-	kann vielleicht zur Arbeit gebraucht werden
17. Johann Kühl	-	-	-	
18. Barbara Moenzer	7	4	9	
19. Johannes Weikert	-	1	½	ist von der Schlange gebissen und daher noch krank
20. Johann Meyer	-	-	-	kann zur Arbeit gebraucht werden
21. Harm Meyer	-	-	-	kann zur Arbeit gebraucht werden
22. Eva Ulrich	-	-	-	kann zur Arbeit und Hütung der Kinder gebraucht werden
23. Cathrina Ulrich	-	-	-	kann zur Arbeit und Hütung der Kinder gebraucht werden
24. Jacob Ulrich	-	-	-	kann zur Arbeit und Hütung der Kinder gebraucht werden
25. Michel Ulrich	-	-	-	hütet die Schafe
26. Christina Ulrich	4	3	5½	
27. Christina Gros	11	4	13	
28. Michael Vosler	11	2	12	wird zwischen in zur Arbeit gebraucht
29. Peter Truelsen	10	3	11½	wird zwischen in zur Arbeit gebraucht
30. Margretha Hansen	-	-		

Schlecht ist der Schulbesuch im Monat August auch in den anderen Schulen, aber in keiner so schlecht wie in Christiansholm.

Für September vermerkt der Inspektor: Viele Eltern hätten das Fehlen der Kinder mit „Cartoffeln aufsuchen“ entschuldigt und fährt fort: „Hoffentlich wird das Exempel derer, die jüngst hin zur Strafe gezogen worden sind, den erwarteten Nutzen verschaffen“. Der Kartoffelernte wegen möge man beim Strafmaß für September etwas Nachsicht üben.

Als die Arbeiten auf dem Feld beendet sind, wird auch der Schulbesuch wieder besser. Dazu Inspektor Heldt in seiner Meldung für November 1766: „Ich finde nichts dabey zu erinnern, die Eltern haben die Kinder ziemlich fleißig in die Schule gesandt“.

In Christiansholm gibt es keinen Schüler, der im November nicht wenigstens 1 Tag im Monat zur Schule gewesen wäre, aber auch keinen der alle 26 Tage da war. Der Durchschnitt beträgt 19 Besuchstage.

Insgesamt geben diese Berichte einen Eindruck davon wieder, wie hart die damaligen Lebensbedingungen sind und wie viele Kinder bereits im schulpflichtigen Alter ihr Brot selbst verdienen müssen.

In der Dorfschule

von J.G.Klengel, 18. Jhd.

Mit lauter Hausrat und zum Trocknen aufgehängter Wäsche als Wohnraum gekennzeichnet, dient dieser gleichzeitig als Unterrichtszimmer für ein paar Dorfkinder, von denen man das eine seinen Katechismus herunterleiern zu hören meint, während ein zweites die über ihn verhängte Strafe kniend erduldet; andere tummeln sich im „Schulzimmer“ oder beschäftigen sich irgendwie - Dorfschulmilieu im Spätfudalismus !

Staatliche Kunstsammlungen Weimar. Quelle: Alltagsgeschichte des deutschen Volkes, Band 1, S.272.



Das große Viehsterben

In gewissen Abständen wird das Land von verheerenden Viehseuchen überrollt und die Gründung der Kolonien fällt unglücklicherweise in eine solche Zeit.

Besonders schlimm ist es 1745-1749, 1763, 1767 und 1775.

1745 verenden in Schleswig-Holstein durch die Seuche 95.000 Stück Hornvieh. Viele Bauern, ja ganze Dörfer, verlieren ihren gesamten Viehbestand: in Ostenfeld überleben nur 2 Kühe.

Dass die kranken Tiere die gesunden anstecken, merkt man bald. Deshalb werden strenge Isoliermaßnahmen getroffen. Aber alles Bemühen, die Seuche zu ersticken, ist umsonst.

1773 gibt es im Herzogtum Schleswig insgesamt 177.000 Rinder. 1780 sterben oder werden totgeschlagen: 25.000 Stück, 1779-1782 insgesamt 63.000 Stück.



Die Gliederung dieses Briefes mit zahlreichen Bittfloskeln und der Betonung der Unterwürfigkeit ist in jener Zeit üblich. Der König, an den die Briefe gerichtet waren, wird sie wohl nie zu Gesicht bekommen haben. Bezeichnend ist die Art der Bearbeitung durch einen Beamten der königlichen Kanzlei. Der langen Akte mit dem ergreifenden Schicksal eines bejammernswerten Kolonisten aus Neuberend ist ein kleiner Streifen beigelegt mit dem kurzen Vermerk:

„146 Abgeschlagen“.

1769 Brief des Kolonisten Jost aus Neuberend an den König

Wie eine wahre Geißel hängt jahrelang die Viehseuche über den jungen Kolonien. Die Klagen der Kolonisten über verendete Tiere und die dadurch heraufbeschworene Existenzfrage ziehen sich wie ein roter Faden durch die Kolonistenakten der Gründerzeit. Als Muster für viele sei nachstehend der Bittbrief des Kolonisten Ernst Ludwig Jost aus der Gottorfer Kolonie Neuberend an den dänischen König im Wortlaut wiedergegeben (Clausen, S.582) :

„Allerdurchlauchtigster Großmächtigster allergnädigster König und Herr.

Ew. Königl. Maytt. werden mir zu gnaden halten, daß ich mir Armer Mann unterstehe Ihre Königl. Maytt. zu incommodiren. Ich danke allergnädigst, dehmütigst, Fusfälligst, Für die hohe gnade, daß Ihre Maytten mir wie einen Frembden, nicht allein haben auf und angenommen, sondern auch mir aller huldreichst wie einen Vater seinem Kinde unter die Arme gegriffen, und mir in Dero neuen angelegten 19 ten Coloney, das sogenannte neu Berend auf No 3 solchergestalt mit Land und viehe ausgesteuret, daß ich nebst meine Frau und Kleine Kinder, nicht im vermögen sind, Für solche große wohlthaten genugsahm danken zu Können. Allein Großmächtigster Und Mildreichster König und Herr, da ich nun leyder von dem Lieben Gott heimgesuchet worden bin, und in Kurtzer Zeit nicht allein 2 Pferde, sondern auch für ein Monat leider mein einzige Kuhe, welche mir von Ew. Königl. Maytt. mildesten Güte geschenket worden ist, von welchen ich meine Arme 6 Kinder zu erhalten Pflēgte, in der Grassirenden Seuche verlohren.

Da ich nun in diesem meinem grosen Drangsahl zu niemand mich wenden kann, und meine Armen Klein 6 Kinder fast vor Elend und großer Hunger umbkommen müssen und nicht im Stande bin von meinen Mitteln eine Kuh wiederum zu Kauffen, So werffe ich mir Fusfälligst vor Ihre Maytt Füßen und bitte allergnädigst meine große Noht zu Hertzen gehen zu lassen, und mir aus erbarmender mitleiden nur zu einer Kuhe wiederum verhelfen, ich werde unaufhörlich mit meine Frau und Kleinen Kinder, nicht allein für Ihre Maytt sondern auch für das gantze Königl. Hohe Haus mein Gebet zu Gott erheben. Der ich in der Tiefsten Erniedrigung bis in die Gruft verharre

**Ew. KönigL Maytt
gantz unterthänigster, dehmütigster Knecht**

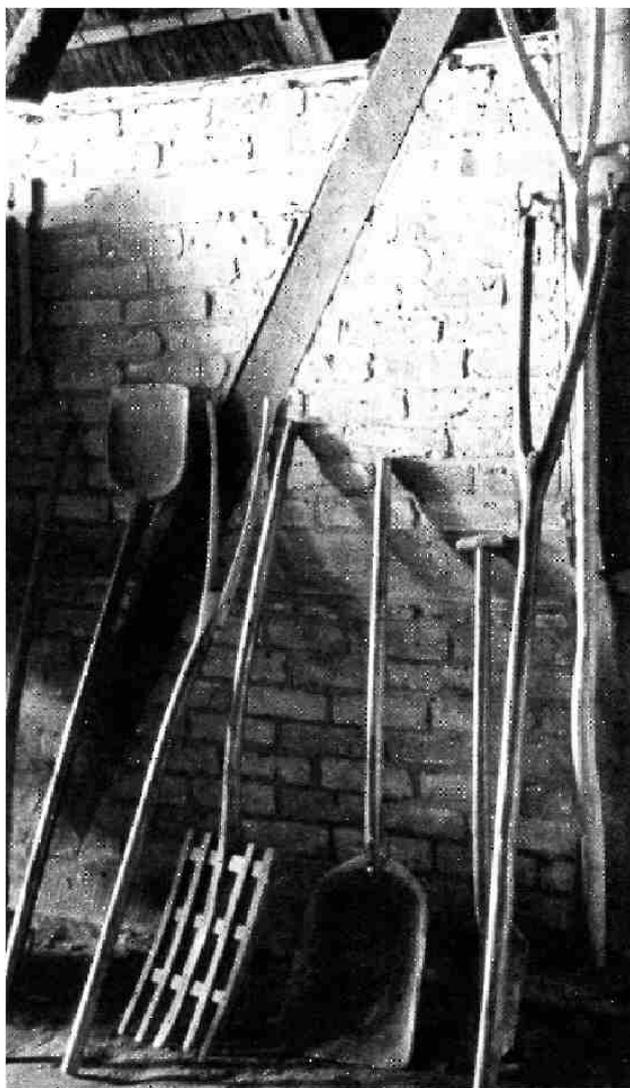
Ernst Ludwig Jost“

Neuberend d 4. Jan. 1769

Nachlass eines verschuldeten Kolonisten

Als 1769 auf Wanderup-Feld der Kolonist Georg Michel Zürn gestorben war, ließ sein Sohn als Hoferbe die nachgelassenen Hab-seligkeiten taxieren und rechnete deren Wert gegen die auf dem Hofe lastenden Schulden auf.

Die darüber angefer-tigte Liste gibt einen ernüch-ternden Einblick über die Habseligkeiten eines Koloni-sten nach einem Leben voller Mühe und Arbeit:



Diele von Haus Kortum im Schleswig-Holsteinischen Freilicht-museum, Kiel-Molfsee
v.l.n.r.: Kornschaufel, Gaffel, Torfschaufel, Worfelschaufel (zum Trennen von Korn und Kaff durch Werfen des ausgedroschenen Korns gegen den Windzug), Spaten, Speckgaffel (zum Abnehmen von aufgehängten Räucherwaren).

Summa Summarum entspricht der Wert des Mobiliars noch nicht einmal dem von 2 Kühen. Taxiert wird nur der Inhalt des Hauses. Das Kolonistenhaus selbst ist nicht frei verkäuflich und wäre im Falle eines Konkurses an den Staat gefallen.

Den Aktiva von 17 r 47 ß stehen laut Aufrechnung des Inspektors Lüders vom 14. Februar 1770 gut doppelt so hohe Schulden gegenüber: 7 r 8 ß an Begräbniskosten, ferner 18 Posten bei Kolonisten, Hufnern, Krügern, Bäckern usw., alles zusammen 38 r 38 ß Schulden.

Taxationsbericht vom 22. Dez. 1769:

1 r (dän.Reichsthaler) = 48 ß (Schilling)

1) Ein schlechtes Bett, so aus 6 Stück besteht	2r
2) Eine Bettstelle	1r
3) Eine Kiste von führen Holz	26ß
4) Des verstorbenen seine sämtliche Kleidungsstücke	2r 16ß
5) Eine Anker und ein Fußgestell	4ß
6) Ein Back Trog	10ß
7) Ein halb Pfd. Wolle und ein halb Pfd. wollen Garn	9ß
8) 6 Stück alte Korn und eine Grütz-Siebe	8ß
9) 4 Stück alte und geflickte Säcke	3ß
10) 4 Stück Stricke	4ß
11) Etwas Werkzeug als Hobeln, Bohren, Meiseln udgl.	32ß
12) 5 Bücher	24ß
13) Ein beschädigt Spinrad und ein Haspelholz	4ß
14) Ein schlechter Heng-Schranken und Schublade	3ß
15) An Torf, so an Ort und Stelle werth	3r
16) Eine Häckelslade	32ß
17) Eine Grütz-Mühle	1r
18) An Bretter und Balken	22ß
19) 4 Holz Gefäße	10ß
20) 2 Kornsensen und eine Heidesense	14ß
21) 2 Beilen	8ß
22) 3 Hacken	8ß
23) 2 Mistgabeln und 2 Misthacken	8ß
24) 2 Garten Schaufeln	2ß
25) Eine Flachen Spade	6ß
26) Ein alter Sattel	4ß
27) 2 höltzerne Schaufeln und eine Wurfschaufel	2ß
28) 2 Dreschflegel und eine Leiter	4ß
29) Ein Tisch und eine Bank nebst 2 Stühle	12ß
30) Eine Kiste	24ß
31) Etwas geräugertes Fleisch	17ß
32) 2 Eiserne Töpfe, wovon der eine sehr beschädigt ist	12ß
33) 2 Kesseln a24 und 10l	34ß
34) Eine Lanterne und 2 Oehlkrüge	3ß
35) An steinen Zeug, Bierkrüge und andere Küchengeräthe	15ß
36) Ein altes Gewehr	16ß
37) Ein seidenes Tuch	12ß
38) 3 Fellen	20ß

Der Werth des Nachlasses beträgt nach der Taxation 17r 47ß

Nach einigen Bedenken wird das Erbe schließlich doch angetreten. Der junge Kolonist verspricht den Gläubigern, die Schulden seines Vaters zu tilgen, womit er die Zwangsversteigerung des Hofes abwehrt. Er verspricht ferner für die unmündigen Stiefgeschwister zu sorgen, lässt aber keinen Zweifel daran, dass niemand eine Erbschaft erwarten kann.

Häufig auftretende Maßeinheiten

Längenmaße und Gewichte

1 Zoll = 2,4 cm
 1 Fuß = 12 Zoll = 28,6 cm
 1 Elle = 2 Fuß = 57,3 cm
 1 Hamburger Rute = 12 Fuß = 4,59 m
 1 Heitscheffel = 144 Quadrat ruten = 0,303 ha = 3030 Quadratmeter
 1 Hufe (auf der mittelschleswischen Geest) ca. 150-200 ha
 1 Kolonistenplatz (Amt Gottorf) ca. 12 ha + Wiesenzulage (gut 1 ha)

Kolonistenhaus, ursprünglich: 42x30 Fuß (ca. 12x10 m)
 dafür nötige Fuhren : 187

1 Tonne Roggen = 100 kg
 1 Tonne Gerste = 75 kg
 1 Tonne Kartoffeln = 50 kg

Währung

1 r (dän.Reichstaler) = 48 β (Schilling)
 1 β = 30 Sgr (Silbergroschen)

Kaufkraft eines Reichstalers von 1765 heute (1995) ca. DM 50

1 Mark lübsch (M l) : = 1/3 r
 1 Gulden in Fft/M.(1761) : = 1/2 r

Gehälter und Arbeitslöhne:

Obere Koloniebedienstete (1762) 730 r jährl.
 Landpastor (ohne Erkünfte aus Kirchenland) 200 r jährl.
 Schulmeister (ohne freie Wohnung, Garten, Feuerung) 80 r jährl.

Maurergeselle (Hausbau in den Moorkolonien) ... 1/2 r tägl.
 Bauhilfsarbeiter 1/3 r tägl.

Preise:

1 Kolonistenhaus (1761) ca. 300 r
 1 Kolonistenschule (1764) 312-379 r
 1 Arbeitspferd(1761) 10 r
 (1764) 20 r
 1 Reitpferd (1762) 85 r
 1 Kuh (1761) 10 r
 (1764) sofern sie die Seuche überstanden hat 50 r
 Wenn sie die Seuche noch nicht gehabt hat, jedoch nur 16 r
 1 Ochse (1762) 12 r
 1 Schaf 1 r
 1 Tonne (100 kg) Roggen (1763) 4 r
 1 Tonne (50 kg) Kartoffeln (1765) 3 r 16 β
 1 Fuder Heu zu 960 Pfund (1765) 3 r 16 β
 1 Wagen (1764) 10 r
 1 Pflug 5-6 r
 1 Bienenstock 2-3 r
 1 Bibel 1 r



Gesamtkosten der Kolonisation

Clausen geht für die Jahre bis 1777 von einer geschätzten Gesamtsumme von rund 700.000 r aus (S.678: unter Berufung auf Quellenangaben).

Diese Zahlen beziehen sich auf die Einrichtung von 573 Kolonistenstellen in Schleswig-Holstein, d.h. pro Stelle werden rund 1.200 r aufgewendet.

Kaufkraft des Reichstalers

Für 10 r kann man 1761 eine Kuh kaufen, während man heute (2000) an die 1.000 EURO aufwenden muss. Demnach kommt man pro Taler auf eine Kaufkraft von 100 EURO.

Nimmt man nicht Kühe, sondern Roggen als Vergleichsmaßstab für die Umrechnung, so ergibt sich folgendes:

1 dz Roggen kostet 1776 knapp 2 r, hingegen 2000 ca. 30 EURO, was auf eine Kaufkraft des Talers von 15 EURO hinausläuft.

Je nachdem, ob man von einer Kuh oder einem Doppelzentner Roggen ausgeht, ergibt sich ein völlig anderes Ergebnis.

Das liegt daran, dass die Kuh-Roggen-Relation damals eine völlig andere ist als heute. 1761 wird das Brotgetreide gegenüber der damaligen kleinen, krankheitsanfälligen und wenig ertragreichen Milchkuh sehr hoch eingeschätzt. Für nur 5 dz Roggen kann man bereits eine Kuh kaufen, während man heute ca. 40 dz benötigt.

Geht man dagegen von einem Warenkorb aus, der 16 verschiedene Produkte im Durchschnitt heranzieht, so kommt man für 2000 auf eine Kaufkraft von rund 30 EURO pro Taler.

Ein Maurer kann sich 1765 für einen Tagelohn von 1/2 r Waren im Gegenwert von 15 EURO einkaufen, während er heute wohl brutto das Zwölfwache bekommt.

Dies gibt einen ungefähren Eindruck davon wieder, wie sich die Produktivität in den letzten 250 Jahren erhöht hat.

Aus der Chronik der 5. Kolonie



Friedrichsanbau

im Volksmund: „de Föftein“ (wegen der 15 Einzel-Höfe)
Kirchspiel Kropp - Amt Schleswig / Gottorf

- Heutige Adresse: Friedrichsanbauer Str.11, 24848 Klein-Bennebek**
- 1761-1766 3 Vorbesitzer verschleißen sich am Gehöft Fuchskuhle und müssen nach kurzer Zeit aufgeben oder werden von der Obrigkeit „cassiert“, d.h. wegen Erfolgslosigkeit davon gejagt.
- 10.4.1766 Übernahme durch Eva Catherina Huber (geb. Reising)
* 1725 in Gemmingen, + 1805 in Friedrichsau (bei ihrem Sohn Michel Huber)
Witwe des Georg Huber aus Adelshofen (1720-1761)
- 12.9.1774 Umschreibung auf Schwiegersohn Johann Reble
* 1745 in Eutingen/Baden, + 1814 in Friedrichsanbau;
verheiratet seit 1765 mit Catharina Loise Huber
* 1750 in Adelshofen / Eppingen, + 1823 in Friedrichsanbau
9 Kinder (6 leben)
- 4.4.1805 Zukauf der Nachbarstelle „Jungfern Ort“ auf öffentlicher Licitation für 415 r
- 1807 Übernahme durch Sohn Johann Jürgen Reble (* 1774)
verh. 1811 mit Christina Rott aus Jagel (1778-1842);
1 Tochter, die nach Tetenhusen heiratet
- 1823 Übernahme durch Bruder Johannes Reble
* 1789 in Friedrichsanbau, + 1874 in Kropp
verh. 1824 mit Anna Catharina Hansen aus Lottorf (1803-1893), 9 Kinder
- 1842 Verkauf der Stelle und Übersiedlung nach Kropp.

Hufner, Kätner, Insten

Die Besitzhierarchie auf dem Lande

Hufner, auch als Bohlsleute bzw. Bauern bekannt, stehen an erster Stelle und sind vollberechtigte Mitglieder in der Dorf- oder Kirchspielsgemeinde.

Kätner sind den Hufnern untergeordnet, da ihnen ein kleines Grund-

stück von einem Bauern oder vom Gemeindeland überlassen wurde. Dafür müssen sie für ihren Bauern gewisse Leistungen erbringen, wie jährliche Grundheuer und Mithilfe bei der Ernte.

An die Obrigkeit müssen die Kätner nur das Schutzgeld abführen, das sogenannte „Verbittelsgeld“, als

Abgabe für den gewährten „Schutz“. Ansonsten müssen sie keine weiteren staatlichen Abgaben entrichten. Die Kate wird als Bestandteil des Bohls (=Bauernstelle) angesehen. Deshalb muss der übergeordnete Hufner für alle landesherrlichen Lasten aufkommen, die auf Grundbesitz beruhen.

Kätner sind auf Neudeutsch „selbstständige Subunternehmer“ der Bauern und haben im Dorfleben weniger Rechte und Ansehen.

Insten : Ihre typischen Berufe sind Tagelöhner, Handwerker oder Lehrer. Sie nehmen in der Dorfhierarchie eine noch untergeordnetere Stellung ein, da sie nicht wie die Kätner im eigenen Haus wohnen.

Die Lage der Insten schildert Pastor Jensen in seinem ANGELN (Ausgabe 1922, S.223f) :

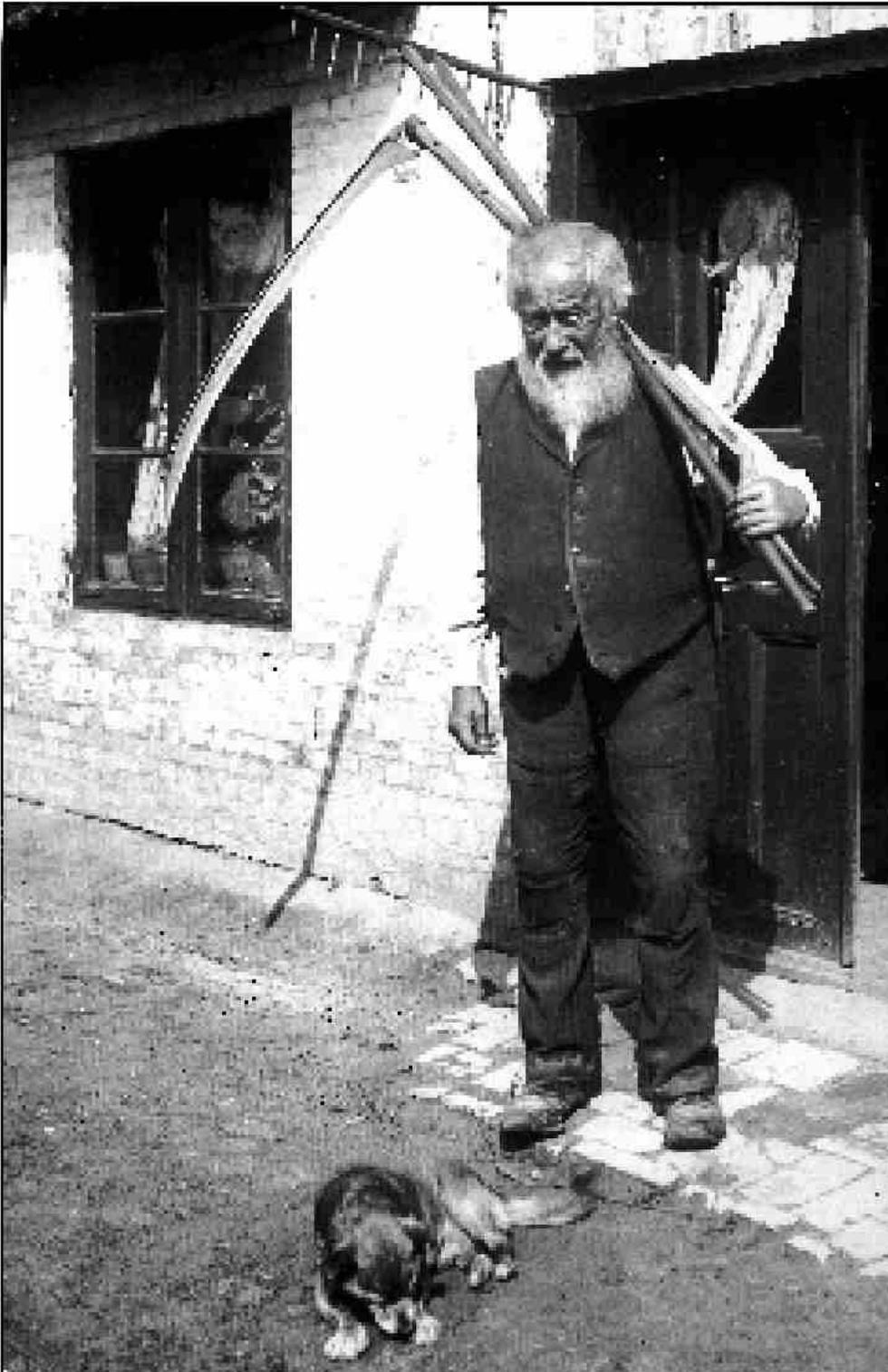
„Über alle Maßen ärmlich war die Lebensweise der Insten bei kärglichem Verdienst.

Ihre Mittagsmahlzeit bestand häufig nur in trockenem Brot und etwas Speck oder später nach Einführung der Kartoffeln aus einer Portion hiervon, die sie gekocht mit sich aufs Feld nahmen und kalt mit etwas Salz verzehrten.

Müde und hungrig kehrten sie abends in ihre elende Hütte zurück. in der dann alle in einem kleinen Gemach zusammensaßen, Mann, Frau und Kinder, oft auch noch die Eltern und Schwiegereltern, während qualmende Kienspäne trübselig die Dunkelheit der langen Winterabende erhellte.

Dieser Mangel an dem Nötigsten, die unzulängliche schlechte Nahrung, der mangelnde Schutz des Körpers gegen die Unbilden der Witterung, verbunden mit großer Unreinlichkeit, der Aufenthalt in den dumpfen Räumen, das alles hatte viel Krankheit, Siechtum und Epidemien zur Folge.

Besonders unter den kleinen Kindern war die Sterblichkeit erschreckend groß. Es war viel, wenn von den Kindern nur der fünfte Teil das zehnte Lebensjahr erreichte.“



Tagelöhner in Dittmarschen, Ende 19. Jahrhundert. Quelle: Menschen in Schleswig-Holstein, 1987. Ein historischer Kalender.

Stammbaum der Familie Hübner

Auch in dieser Familienchronik, herausgegeben von Diakon Ernst Hübner (Kropp 1948), finden sich eindrucksvolle Passagen, die das Leben der einfachen Leute beschreiben.

Bei der Familie Hübner handelt es sich um eine Verzweigung großmütterlicherseits. Sie führt von Elise Reble (geb. Lass), über Catharina Lass (geb. Thiessen) zu Maria Thiessen (geb. Hübner).

Die Geschichte der Hübner-Familie lässt sich bis zum Stammvater Peter Hübner zurückverfolgen:

Peter Hübner wird am 13.5.1732 in Hostrup, Kreis Schleswig geboren. Die Eintragung im Taufregister zu Havetoft ist allerdings nur schwer lesbar: „Peter Höpfner“ (oder Höppner), als Sohn des „Peter H. seelig“.

Der Vater „Peter H. seelig“ soll nach einer mündlichen Überlieferung von Salzburger Emigranten abstammen, die 1731 vom Erzbischof Firmian von Salzburg vertrieben worden sind.

Die nächste urkundliche Eintragung findet sich in dem Trauregister der Kirchengemeinde Sieverstedt.

Peter Hübner heiratet am 26.1.1753 Maria Claußen aus Schmedeby und muss bereits kurze Zeit später am 21. Trinitatis (30.10.1753) öffentlich Buße tun und 6 Reichstaler Strafe berappen.

Der Grund: Seine Frau war bereits nach 4 Monaten Ehe niedergekommen. Somit trat eine Verordnung für das Herzogtum Schleswig vom 17. Nov. 1738 in Kraft. Nach ihr sollten verlobte Personen, ...

... welche wider die Gesetze und Ehrbarkeit den Beischlaf anticipiret und die Frau entweder vor der Copulation oder unter 18 Wochen nach der priesterlichen Einsegnung niedergekommen (...) beyde Eheleute zusammen 6 Rthr. Brüche erlegen (...). Diejenigen, welche nach getriebener Unzucht sich allererst verloben, sollen ebenso bestraft werden.

Ehe: Am 3.5.1771 stirbt seine Frau im Alter von 48 Jahren und hinterlässt dem „nicht kräftigen Mann“ drei unverorgte Kinder im Alter von 7 bis 17 Jahren. Er sieht sich daher genötigt,

bald wieder zu heiraten. Die nachgelassene Witwe Maria Petersen ist die Auserwählte, mit der er bis zu seinem Tod noch 5 ½ Jahre zusammenlebt. Maria bringt eine Tochter aus erster Ehe mit und bekommt in zweiter Ehe noch 2 Töchter, die jedoch im Alter von 4 und 5 ½ Jahren versterben.

Beruf: Kätner und Schulmeister in Schnedeby, d.h. seinen Lebensunterhalt wird er im Sommer mit landwirtschaftlichen Arbeiten und im Winter mit dem Unterrichten der Kinder erworben haben.

1770 bewirbt er sich auf die freigebliebene Stelle eines Küsters, wird aber abgelehnt und zieht aus Enttäuschung nach Bollingstedt. Hier zieht er ins Hirten- und Schulhaus.

In der Schulchronik von Bollingstedt findet sich folgende Beschreibung:

Bis zum Jahre 1790 hatte die Dorfschule Bollingstedt nur eine Nebenschule. Die Interessenten mieteten sich selbst einen Lehrer für den Winter, wie sie sonst einen Knecht mieteten. Im Sommer wurde keine Schule gehalten. Der Lehrer verdiente sich seinen Hauptunterhalt als Dorfhirte oder als Tagelöhner (...). Als man das alte Hirtenhaus durch einen Anbau vergrößerte, wurde im Ostende eine Schulstube eingerichtet. Sie war äusserst dürftig ausgestattet. Die Bänke (...) waren auf feststehenden Pfählen befestigt. Der Fussboden war aus Lehm (...). Von einer Bezahlung des Lehrers, ausser der Gestellung der freien Wohnung, war von gemeindegewegen abgesehen. Erst ab 1790 gab es pro Schüler ein geringes Schulgeld, das von den Eltern aufgebracht werden musste.

Die letzten Lebensjahre von Peter Hübner sind durch gesundheitlichen und wirtschaftlichen Niedergang gekennzeichnet. Am Ende wird er wahrscheinlich von der Schwindsucht dahingerafft. Als er am 17.5.1777 seine Augen für immer schliesst, ist er gerade erst 46 Jahre alt.

Nikolaus Hübner, geb. 1764 in Langstedt, verliert als jüngster Sohn mit sieben Jahren seine Mutter und als Dreizehnjähriger auch seinen Vater.

Er lernt das Schmiedehandwerk und ist nebenbei Kätner in Bollingstedt. Seine erste Frau stirbt 1818 an Wassersucht. Ein halbes Jahr später heiratet Nikolaus erneut.

Sein Ende ist traurig und sinnlos. Laut Sterberegister erhängt sich Nikolaus Hübner in einer Scheune, weil sein

Schwiegersohn 50 S (S=Schilling ??) von ihm haben sollte.

Claus Hübner, geb. 1793 in Bollingstedt, muss für die Erhaltung seiner Familie ein Leben lang hart kämpfen. Dies zeigt die schnell wechselnde und bewegte Berufsfolge.

Bei seiner Eheschliessung (am 21.12.1821) ist er Dienstknecht. Bereits 3 Monate später, bei der Geburt des ersten Kindes, ist er Wärter an der Irrenanstalt in Schleswig-Stadtfeld; bei der Geburt des folgenden Kindes Hausinster. Später ist er Arbeitsmann, beim Tode seines Vaters (1832) Reitknecht.

Zuletzt verdient er seinen Lebensunterhalt als Totengräber am Domfriedhof. Hier soll er beim Schaufeln des letzten Grabes einen Blutsturz erlitten haben, an dessen Folgen er gestorben ist. Angeblich soll er dann in diesem von ihm selbst geschauelten Grab beerdigt worden sein.

Maria Hübner, geb. am 23.2.1822 in Schleswig, das älteste Kind von Claus, erlebt in jungen Jahren eine schwere Enttäuschung. Sie wird von ihrem Bräutigam August sitzengelassen, auf Drängen von dessen Familie, die sich angeblich als etwas besseres dünkte.

Sie bringt am 19. Juni 1846 eine uneheliche Tochter Auguste zur Welt, die bei ihren Großeltern mütterlicherseits aufwächst.

Neun Jahre später heiratet sie den verwitweten Kätner, Hans Thiessen. Das Paar wohnt zunächst in Mildstedt bei Husum, wo auch die Urgroßmutter des Verfassers, Catharina Thiessen 1862 zur Welt kommt. Später wird Hans Thiessen Eisenbahnwärter in Owschlag, an der Eisenbahnlinie Rendsburg-Schleswig.

Heinrich Hübner, das zweite Kind des Claus, erlernt das Maurerhandwerk und geht als junger Bursche auf Wanderschaft ins Rheinland. Dort hört er 1848 die Nachricht vom Aufstand der Schleswig-Holsteiner. Er eilt in seine Heimat zurück, um sich freiwillig zur Armee zu melden.

In der Schlacht von Idstedt im Juli 1850 gerät er in dänische Gefangenschaft, aus der er im Januar 1851 entlassen wird.

Von der Vorgeschichte dieser gescheiterten Erhebung handelt das folgende Kapitel.

Die weitere Entwicklung von 1800 bis zur Gegenwart

Die Sonderstellung, die die Kolonien in den Gründerjahren innehaben, schmilzt mehr und mehr dahin. Wirtschaftlich wie sozial gesehen gehen sie im Gesamtgefüge des Herzogtums Schleswig auf.

Dies gilt insbesondere nach Aufhebung der Erbfeste in den Jahren von 1859-1867, durch die die Kolonisten Eigentümer ihrer bewirtschafteten Ländereien werden und dadurch den einheimischen Bauern gleichgestellt sind.

Von großer Bedeutung für beide Gruppen sind auch die landwirtschaftlichen Reformen im dänischen Staat. Zu nennen wäre die Aufhebung der Leibeigenschaft 1805 und die in verschiedenen Stufen durchgeführte Aufteilung der Flurgemeinschaft (in Kropp: 1780, 1802-05 und 1841-42).

Bei dieser Verkoppelung, die feste Besitzverhältnisse zum Ziel hat und den Kolonisten mehr Grünland bringt, sollen Kräfte freigelegt werden für mehr Eigeninitiative und Steigerung der Produktivität.

Der davon erwartete wirtschaftliche Aufschwung lässt aber noch Jahrzehnte auf sich warten. Für die extensive Wirtschaftsweise der damaligen Zeit sind viele Höfe einfach zu klein. Sie können im Konkurrenzkampf nicht standhalten und werden von den Großen aufgekauft.

Allgemeine Wirtschaftskrisen beschleunigen diesen Prozess, wie z.B. der dänische Staatsbankrott (1813) im Zuge der von Napoleon verhängten Kontinentalsperre.

Dabei ist die Frage der Staatszugehörigkeit für die Situation der kleinen Leute zunächst von untergeordneter Bedeutung.

Die Hauptstadtfrage: Berlin, Kopenhagen oder Frankfurt ?

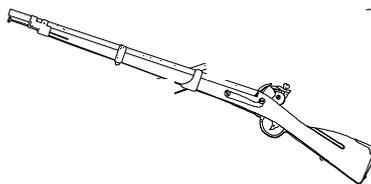
Im Verlauf des 19. Jahrhunderts ändert sich diese Einstellung. Das Vorbild der Französischen Revolution wirkt in ganz Europa: Überall wird der Wunsch nach Beseitigung des Absolutismus laut.

Untrennbar verbunden mit den Forderungen nach bürgerlichen Freiheiten ist das zunehmende Bewusstsein, einer Nation anzugehören, die sich von anderen Nationen deutlich unterscheidet, z.B. durch die Sprache. Dieses erwachende Nationalgefühl muss zwangsläufig im dänischen „Gesamtstaat“ zu Konflikten führen.

Revolution in Kiel

Und so kommt es 1848 - als alle europäischen Herrscherhäuser ihren demonstrierenden Untertanen nachgeben müssen - in Kiel zu einer Provisorischen Regierung, die den Anschluss vorbereiten soll an das zu gründende Deutsche Reich mit Frankfurt als Hauptstadt.

Die Provisorische Regierung kann nur dann Erfolg haben, wenn es der Revolution gelingt das Heft des Handelns an sich zu reißen und ein sofortiger militärischer Gegenschlag ausgeschlossen bleibt. Das heißt, die Festung Rendsburg, die eine militärische Schlüsselposition darstellt, muss im gleichen Atemzug genommen werden, als die Dinge in Kiel ihren Lauf nehmen.



Einnahme der Festung Rendsburg

Die Einnahme erfolgt ohne Blutvergießen durch Nutzung eines neuen Verkehrsmittels: der Eisenbahn. Mit einem fahrplanmäßigen Zug fahren die Aufständischen von Kiel über Neumünster nach Rendsburg, direkt in die Festung und überrumpeln die ahnungslose dänische Besatzung.

Nach anfänglichen militärischen Erfolgen kommt es am 24./25. Juli 1850 bei Idstedt zur Entscheidungsschlacht zwischen 38.500 Dänen und 27.000 Schleswig-Holsteinern.

Die Schlacht geht verloren und die Revolution scheitert, wie auch im übrigen Deutschland.

14 Jahre später kommt es zu einem erneuten Gemetzel. In diesem Fall sind es jedoch keine begeisterten Freiwilligen, die die schwarz-rot-goldene Fahne mit sich führen, sondern reguläre preußische und habsburgische Armeen, die gegen Dänemark zu Felde ziehen. Sie sorgen dafür, dass die Herzogtümer Schleswig und Holstein zu einer preußischen Provinz werden.

Die Hauptstadtfrage ist damit für die nächsten 8 Jahrzehnte zugunsten von Berlin entschieden. Das Land wird mit preußischen Beamten, Soldaten und Paragraphen überzogen. Vielen Patrioten wird erst jetzt klar, dass nationale Selbstbestimmung und preußischer Militarismus nicht das Gleiche sind.

Das tägliche Brot

Für die arbeitenden Menschen ist das tägliche Brot ohnehin wichtiger als die machtpolitischen Schachzüge der Politiker.

Eine spürbare Verbesserung der Lebensbedingungen auf dem Lande stellt sich erst durch den Einsatz von Kunstdünger und die damit verbundenen Ertragssteigerungen ein.



1839: Liebig führt die künstliche Düngung ein.

Von Bedeutung ist hiermit die Entdeckung des kalkhaltigen Mergels als Bodenverbesserer und die schrittweise Einführung ab 1835.

Der entscheidende Durchbruch beginnt jedoch erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit industriemäßig gewonnenen Präparaten, wie Kalk, Kainit und Phosphat.

Weitere Stationen :

Kropp

Johann Jürgen Reble (* 1835) verheiratet mit Wiebke Kruse (* 1831 in Norby) wird **1872** Parzelist in Kropp (Hufenausbau). 3 Kinder : Hinrich¹, Johann und Peter.

Unten: Das Haus „In de Kniep“ im Zentrum von Kropp; mittlerweile abgerissen zugunsten von Geschäftshäusern.



Oben : Das älteste Foto aus dem Familienalbum, ein Papierabzug (ca. 10x10 cm), kein Datum , in typischem Brautton, mit der rückseitigen Inschrift „Albert Stade, Photograph, Kropp (Schleswig)“.

Es soll die Ur-Urgroßeltern Johann Jürgen und Wiebke darstellen. Dann müsste das Foto zwischen 1860 und 1870 aufgenommen worden sein. Zu dieser Zeit gab es allerdings noch keine Papierabzüge, da diese Technik erst 1871 erfunden wurde und einige Zeit brauchte, um sich auszubreiten. Wahrscheinlich handelt es sich um Johann Reble und Catharina Kruse bei ihrer Heirat 1882.

Alt-Bennebek

Sohn Johann Reble

(1856-1934) heiratet **1882**

Catharina Kruse (* 1854 in Boklund, † 1945 in Kropp) und erwirbt im gleichen Jahr einen Besitz in Alt-Bennebek (Sprillbek); 6 Kinder.



<- Siberhochzeit der Urgroßeltern 1907.

Von links nach rechts die Kinder:
1. Katharine (verh. Philippson)
2. Christine²
3. Johann Peter³
4. Heinrich
5. Jürgen
6. Wiebke (verh. Greve)



Die Urgroßeltern auf dem Altenteil



1. Hinrich (*1854) wird Gutsverwalter auf der Kropper Diakonissenanstalt. Der älteste Sohn Hans Peter wandert um 1906 nach Kanada aus. Der zweite Sohn Johann Hinrich (John) folgt mit seiner Frau Gertrud 1909 nach und wird Landesbischof; Nachkommen s. Anhang.
2. Christine hat ein Kind von einem russischen Kriegsgefangenen, der in seine Heimat zurückkehrt. Der gemeinsame Sohn Walter ist tragischerweise ebenfalls in Rußland begraben: als Soldat im zweiten Weltkrieg.
3. Auch Johann Peter wandert 1909, wie sein Vetter Johann Hinrich, nach Nordamerika aus. Er landet er in Minesota (USA) ; Nachkommen s. Anhang.

Sohn Jürgen Hinrich Reble (1890-1930), Landmann, verheiratet seit 1919 mit Elise Lass (1899-1980) aus Alt-Duvenstedt; 2 Kinder: Heinrich und Katherine. Durch die Krankheit und den frühen Tod von Jürgen Reble gerät der Hof in finanzielle Schwierigkeiten und muss - auch unter dem Einfluss der allgemeinen Wirtschaftskrise - **1930** verkauft werden: Ende der Landwirtschaft.

Die Großeltern: Jürgen und Elise

Stammbaum der Familien Rönsch-Baumann

Familie Rönsch
(um 1942)
v.l.n.r. Fritz, Bruno,
Berta und Erika.



Hierbei handelt es sich um die aus Schlesien stammenden Vorfahren mütterlicherseits. Die Angaben sind lückenhaft und zeitlich begrenzt, weil die ostdeutschen Archive im Krieg vernichtet wurden und bei der Flucht und Vertreibung nach dem Krieg nur wenige Habseligkeiten gerettet werden konnten.

Das Meiste ist daher mündlich überliefert von meiner Mutter, Erika Rönsch, verh. Reble und meiner Großmutter Berta Baumann, verh. Rönsch.



Schlesien

Das Land zwischen Sudeten und der polnischen Tiefebene durchlebt in der Mitte Europas eine wechselvolle Geschichte.

Um das Jahr 1000 gehört es zum polnischen Königreich, wird später habsburgisch und 1742, am Ende des 1. schlesischen Krieges, preußische Provinz. Bei Preußen verbleibt es auch nach dem 2ten und 3ten Schlesischen Krieg.

Die Heimat meiner Vorfahren ist Niederschlesien. Im Kreis Bunzlau werden sie geboren, in den Dörfern Oberschönfeld und Neundorf, am kleinen Bober, der 5 km weiter in den großen Bober fließt und anschließend in die Oder.

Das Land ist fruchtbar. Es herrscht kontinentales Klima, mit heißen Sommern und kalten, schneereichen Wintern. Die Menschen sind fleißig und sparsam. Das Nationalgericht - Mehlklöße mit Backobst und ausgelassenem Speck - heißt

Schlesisches Himmelreich

Alle Voraussetzungen für ein glückliches Leben zwischen Himmel und Erde scheinen somit gegeben zu sein. Und doch kommt alles anders.

Ernst Baumann (1821-1899) stammt aus einer Gutsherrenfamilie, der ursprünglich halb Neundorf gehörte.

Durch Erbfolge teilung verbleiben noch ca. 100 ha.

Robert Baumann (1851-1913) übernimmt ein Anwesen von ca. 35 ha. Aus der ersten Ehe entstammen 8 Kinder, davon 4 Mädchen, die alle hintereinander im jugendlichen Alter an Diphtherie sterben.

In zweiter Ehe mit Pauline Starke (1868-1953) kommen noch 8 Kinder hinzu.

Als Robert 1911 vom Langholzfahren aus dem Sägewerk zurückkommt, sieht er aus der Ferne ein Feuer und fragt einen entgegenkommenden Radfahrer, wo es brennt? „Na, bei dir!“ ist die Antwort.

Als er in rasender Eile zu Hause ankommt, ist bereits alles niedergebrannt und die Familie konnte nur das nackte Leben retten. Aus Kummer über diesen Schicksalsschlag - das Haus war nicht versichert - wird Robert krank und stirbt später. Seine Frau Pauline muss in Nachbarschaftshilfe das Haus wieder aufbauen und 8 unmündige Kinder durchbringen. Die Stiefkinder waren bereits groß oder gestorben.

Pauline meistert ihr schweres Los. Alle Kinder lernen einen Beruf und als in den dreißiger Jahren das Haus erneut niederbrennt, ist der größte Schaden durch eine Feuerversicherung abgedeckt.



August Rönsch Pauline Starke, (1854-1928) wird verh. Baumann 1854 in Oberschönfeld geboren. Er erlernt das Mauerhandwerk und heiratet Emilie Kullmann aus Klein-Gollnisch.

Man bewohnt eine armselige Hütte mit Strohdach und Ziegelfußboden. Drei Kinder werden geboren. Die ge-

samte Familie schläft auf Strohsäcken in einem einzigen, kleinen Zimmer.

Zum Haus gehören 1½ ha Land und etwa 1 ha Wald. Zuständig für die Bearbeitung des Landes ist Ehefrau Emilie, die zusehen muss, vom Ertrag die Familie durchzubringen: mit 1-2 Kühen, etlichen Hühnern und Gänsen und zwei Schweinen.

Ein Schwein wird jeweils verkauft, das andere nach und nach gegessen. Zur Konservierung wird es mit Salzlake eingepökelt und in einer Zementwanne aufbewahrt.

Das Getreide wird mit der Sense gemäht und eigenhändig ausgedroschen. Das Mahlen besorgt allerdings ein Müller in der nahegelegenen Wassermühle. Als Lohn erhält er dafür einen Teil des gewonnenen Mehls.

Anschließend wird aus dem Mehl im eigenen Backofen ein herzhaftes Brot gebacken. Mit diesen Arbeiten muss Ehefrau Emilie die Familie eigenständig unterhalten, denn sie erhält keinen Pfennig Kostgeld.

Währenddessen arbeitet August im Sommer als Maurer rund 14 Stunden am Tag, d.h. von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Der gesamte überschüssige Verdienst wandert in den berühmten „Sparstrumpf“ unter dem Kopfkissen. Sein persönlicher Besitz: Ein Sonntagsanzug und ein Paar stabile Lederschuhe.

Emilie hingegen besitzt lediglich primitive Holzpantinen und aus Säcken zusammengenähte Alltagskleidung.

Als die Söhne heiraten kann sie nicht an der Hochzeit teilnehmen, weil sie nichts anzuziehen hat.

Sie stirbt am 7.6.1927 bei der Heuernte an den Folgen eines Insektenstiches, weil der Dorfarzt nicht schnell genug zur Stelle sein konnte.

Wie gewonnen, so zerronnen.

Ehemann August stirbt ein Jahr später an Magenkrebs; allerdings nicht aus Kummer über das Schicksal seiner Ehefrau, sondern des Geldes wegen.

Durch jahrelangen Geiz hatte er bis zum Jahre 1923 insgesamt 25.000 Goldmark zusammengespart, bis ihm dann innerhalb weniger Monate alles durch die Inflation hinweggerafft wird.

Ein Roggenbrot - 1800 g - kostet

05.01.22	7,- Mk.
31.05.22	13,- Mk.
18.09.22	29,- Mk.
26.10.22	80,- Mk.
29.12.22	250,- Mk.
08.02.23	530,- Mk.
09.05.23	750,- Mk.
04.07.23	3.000,- Mk.
10.08.23	17.000,- Mk.
24.08.23	80.000,- Mk.
03.09.23	360.000,- Mk.
12.09.23	2.200.000,- Mk.
21.09.23	3.000.000,- Mk.
01.10.23	13.000.000,- Mk.
05.10.23	24.000.000,- Mk.

Der Kummer über diesen Verlust lässt ihn verzweifeln und gesundheitlich dahinsiechen. Seine letzten Worte am 28.9.1928 sind:

**„ Mein
schönes
Geld ! “**

Nach der Beerdigung wird alles „brüderlich“ durch 3 Teile geteilt: Die geringsten Probleme bereitet das neue Geld, was seit der Inflation schon wieder zusammengespart wurde. Problematischer wird es beim häuslichen Nachlass, der Teller für Teller und Tasse für Tasse auseinander dividiert wird.

Am Ende bleibt ein Bettlaken übrig. Es wird in drei Teile zerrissen, um so der Gerechtigkeit (oder dem klein-karierten Geiz) zum Sieg zu verhelfen.

Bruno Rönsch, geb. am 7.1.1888, kauft 1919 das Grundstück von August Rönsch. Die Eltern verbleiben im Alttenteil und für die junge Familie wird ein neues Gebäude errichtet : mit festen Mauern, Holzboden und Ziegeldach.

Die Familientradition wird beibehalten: d.h. der Mann scheffelt alle

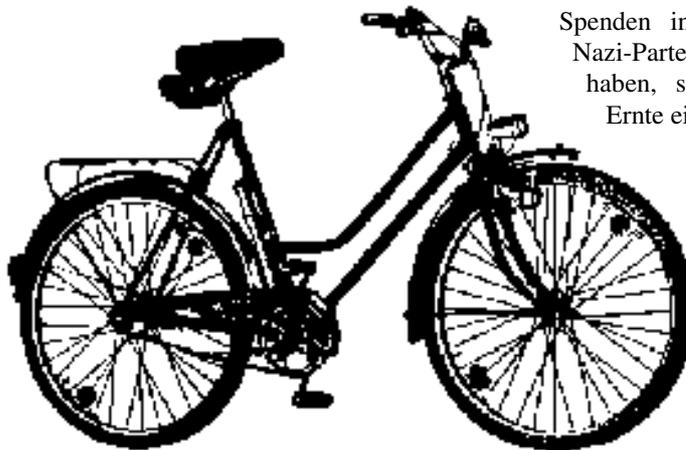


Haus in Ober-Schönfeld.
Heutiges Aussehen.
Foto: Siegfried Rönsch 1996

Einnahmen aus seiner Berufstätigkeit beiseite; allerdings mit dem Fortschritt, dass das zusammengeraffte Geld nicht mehr in den Strumpf oder unter die Matratze wandert, sondern auf ein Sparkassenkonto.

Währenddessen muss sich die Frau um Haushalt und Landwirtschaft kümmern und ohne einen Pfennig Kostgeld sehen, wie sie die Familie durchbringt.

Berta meistert diese Situation, indem sie alle Überschüsse gnadenlos verkauft. Aus einer bescheidenen Erbschaft kann sie ein Fahrrad erstehen.



Damit wird alles, was nicht unbedingt lebensnotwendig ist, zum Wochenmarkt ins 6 km entfernte Bunzlau gefahren und dort für gutes Geld verhökert: Eier, Butter, Blaubeeren, Champignons, Steinpilze, Gurken, Schnittlauch und Blumen.

Währenddessen kann Bruno Rönsch ein kleines Vermögen zusammensparen und so den Grundstein legen für eine eigene Baufirma. Die Geschäfte laufen zunächst schlecht, weil in der Weltwirtschaftskrise von 1929-1933 Geld und Aufträge äußerst knapp sind.

Errichtung der Hitler-Diktatur

Ab 1933 kommt die Weltwirtschaft langsam wieder auf Touren. In Deutschland wird dieser Prozess noch zusätzlich beschleunigt. Dafür sorgt ein gigantisches Aufrüstungsprogramm der Nazis, die am 30. Januar 1933 mit Hilfe der Großindustrie an die Macht kommen.

Die Flicks, Krupps und Thyssens, die zuvor mit großzügigen Spenden in Millionenhöhe die Nazi-Partei hochgepäppelt haben, sie können jetzt die Ernte einfahren :

Die Rüstungsausgaben steigen sprunghaft von 2 % des Volkseinkommens in 1932 auf 32 % bis 1938. Die Gewinne der Großen explodieren, zumal gleichzeitig die

freien Gewerkschaften zerschlagen und die Löhne auf unterstem Niveau niedrig gehalten werden.

Politisch abgesichert wird die Nazi-Diktatur durch ein geschicktes Wechselspiel von

**„Zuckerbrot
und Peitsche“**

Arbeitslose verschwinden über Nacht von der Straße und werden für den Straßenbau und andere „Regulierungsmaßnahmen“ eingesetzt. Hochverschuldete Bauern werden staatlich „entschuldet“. Arbeiter können plötzlich Urlaub im Mittelmeer oder in der Karibik machen: durch geschickt inszenierte „Kraft-durch-Freude“-Spektakel.

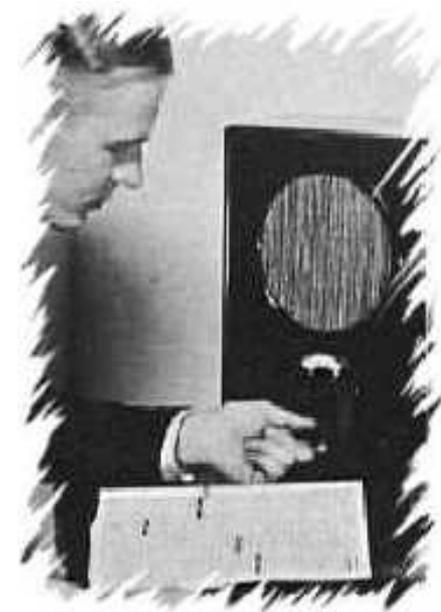
Und wer sich von der Propagandafut nicht täuschen lässt und hartnäckig darauf besteht, dass diese Maßnahmen nur der Kriegsvorbereitung dienen, muss damit rechnen, in den Folterkellern der GESTAPO gequält und in Konzentrationslagern eingekerkert zu werden.

Im Sog des wirtschaftlichen Aufschwungs werden auch viele Kleinbetriebe mitgezogen, z.B. das Bauunternehmen Rönsch, das bis Kriegsbeginn seine Belegschaft auf 10 Leute erhöhen kann.

Die Wirtschaft kommt auf Touren

Obwohl die Familie wirtschaftlich nicht schlecht dasteht, ist die Sympathie gegenüber den Nazis und ihren Organisationen stark unterkühlt, insbesondere ab Kriegsbeginn 1939. Sohn Fritz kann z.B. die Bauschule nicht mit einem Diplom abschließen, weil er sich standhaft weigert, der national-sozialistischen Studentenschaft beizutreten.

1942 wird das erste Radio, ein „Volksempfänger“ angeschafft.



Der Engel auf dem Dresdener Rathausturm schaut auf die zerbombte Stadt.
Foto: Keystone

Nun ist man nicht mehr allein der Nazi-Propaganda ausgeliefert und kann das deutschsprachige Programm des englischen Rundfunks empfangen; unter entsprechenden Vorsichtsmaßnahmen, denn auf das Abhören von Feindsendern steht die Todesstrafe. Und diese Nachrichten berichten ab 1943 über eine von Tag zu Tag näher-rückende Front.

Haften geblieben im Gedächtnis von Erika sind aus dieser Zeit vor allem sinnlose Zerstörungen und Grausamkeiten der heranrückenden Sowjetarmee gegenüber der Zivilbevölkerung.

Wobei die Alliierten den Sowjets in keiner Beziehung nachstehen: Am 14. Februar 1945 wird durch einen anglo-amerikanischen Luftangriff die mit Flüchtlingen vollgestopfte Stadt Dresden dem Erdboden gleichgemacht und über 35.000 Menschen krepieren in dem brennenden Inferno.

Man muss allerdings bedenken, dass es sich bei diesen Vergeltungsschlägen und Übergriffen um Gegenreaktionen handelt. Es ist die Erwiderung auf den Terror, der *zuvor* auf Befehl Hitlers an den Völkern Europas verübt wurde: der Holocaust, die Massenhinrichtungen in den besetzten Gebieten, die Taktik der verbrannten Erde und all die anderen Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

Jetzt schlägt das Pendel zurück und trifft nach der brutalen Logik des Krieges Schuldige und Unschuldige.

Auf der Flucht

Auszüge aus einem Tagebuch, begonnen 1945 im Alter von 22 Jahren von Erika Rönsch (ab 1948 verheiratet Reble)

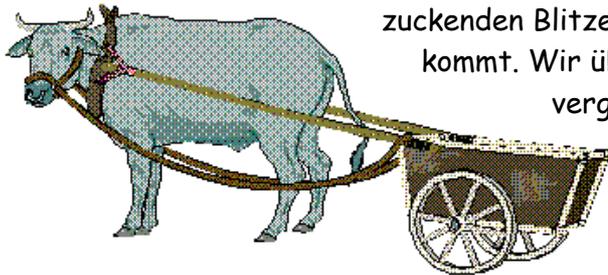
Teil 1: Von Oberschönfeld bis Oberschöna

Als im Januar 1945 die russischen Armeen die Oder überschreiten und die ersten Flüchtlingstrecks an uns vorbeiziehen, stellen wir uns die Frage, ob wir in unserem Heimatdörfchen noch sicher sind? Zwar ist der NSDAP-Ortsgruppenleiter der Meinung, dass kein Grund zur Unruhe bestehe. Wortwörtlich erklärt er:

"Die Front rückt nicht näher. Die Russen sind gestoppt."

Doch an solche Parolen glaubt mittlerweile kein Mensch mehr und so holen wir noch am selben Tag unseren kleinen Kastenwagen aus der Scheune und bepacken ihn mit dem nötigsten: Schuhe, Lebensmittel, 1 Kochtopf, Besteck für 3 Personen. Nicht zu vergessen: Papiere, Geld, Sparkassenbücher und etwas Schmuck. Obendrauf kommen 3 Federbetten, eine Plane zum Abdecken und zwei Fahrräder.

Am 9.2. wird bekanntgegeben, dass unser Dorf am nächsten Tag um 15 Uhr geräumt werden muss. Die letzte Nacht zu Hause ist wie ein Alptraum. Es ist, als ob ein Gewitter aufzieht, der Himmel von zuckenden Blitzen erhellt wird und das Donnern immer näher kommt. Wir überstehen die Nacht schlaflos und werden sie niemals vergessen.



Am nächsten Morgen bringen wir unseren Wagen zum Nachbarn WIBERSINSKY, um ihn an deren Ochsespann hinten anzukoppeln.

Am Nachmittag verlassen wir Oberschönfeld und

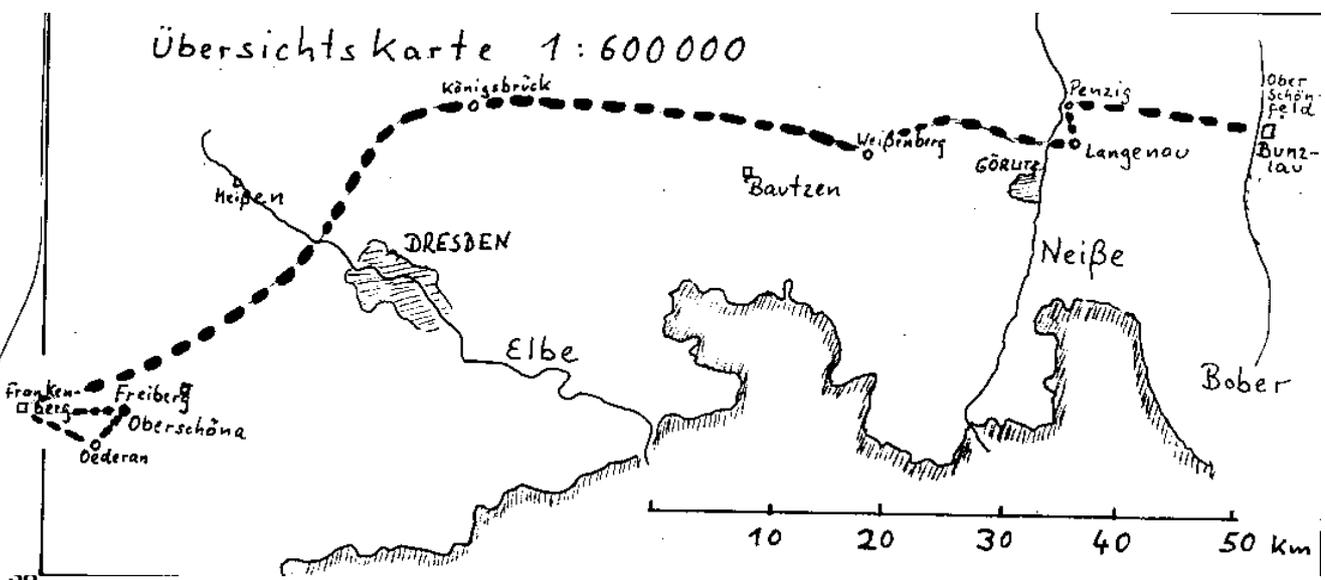
stiefeln auf der Landstraße Richtung Bunzlau. Der Schnee knirscht unter unseren Füßen.

Bei Einbruch der Dunkelheit sind wir im Klitschdorfer Wald, der wie ein Gespensterwald wirkt.

Ob wir jemals hier herauskommen? Als die Morgendämmerung einsetzt, sind die Ochsen bereits völlig durchgelaufen und hinterlassen tiefe Blutspuren im Schnee. Mit Mühe erreichen wir

Tiefenfurt gegen 9 Uhr und müssen uns hier schweren Herzens von WIBERSINSKY's trennen, da deren Ochsen durch den Gewaltmarsch am Ende sind und unbedingt eine Ruhepause benötigen.

Alleine schlagen wir uns bis Langenau durch und wären vor Erschöpfung unterwegs liegengeblieben,



wenn uns nicht ein Trupp Soldaten beim Schieben unseres Handwagens geholfen hätte. In Langenau können wir für ein paar Tage verschlafen, bis ein neuer Treck zusammen gestellt ist. Hier erreicht uns am 15. Februar die Nachricht, dass in der Nacht zuvor Dresden bombardiert wurde. Das Grauen dieses Angriffs können wir uns nicht vorstellen.

16.2. Wir betrachten den blutroten Abendhimmel: höchste Zeit, um am nächsten Morgen aufzubrechen. Weiter geht es über Rengersdorf und Weißenberg.

21.2. Das Wetter schlägt um. Es regnet und stürmt. Die Stimmung ist mies.

26.2. Wir umfahren Dresden und überqueren die Elbe südlich von Meißen.

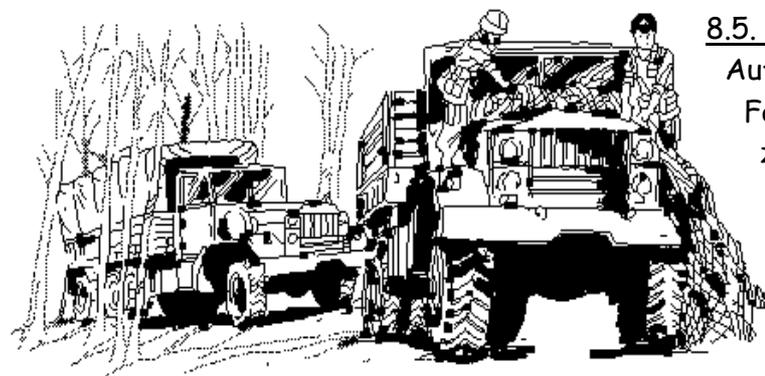
28.2. Bei der Abfahrt von Limburg wird unser Treck geteilt, um auf den mit Flüchtlingen vollgestopften Straßen besser voranzukommen. Draußen tobt ein entsetzlicher Schneesturm.

4.3. Fliegeralarm. Alle umliegenden Orte werden aus der Luft angegriffen. Der Himmel ist von Bränden erleuchtet, dazwischen dicke, schwarze Qualmwolken.

7.3. In Frankenberg geht nichts mehr. Die Stadt ist total überfüllt. Inzwischen fängt es an zu tauen, die Straßen werden glatt. Im Dunkeln müssen wir weiter bis Oberschöna.

13.3. Es ist neblig. Bei Oederan fahren wir einen Tag im Kreis. Am Ende sind wir wieder in Oberschöna gelandet. Das Durcheinander ist komplett. Bauer ENDIG, von dem wir uns am frühen Morgen verabschiedet haben, wundert sich, dass wir bereits am späten Nachmittag wieder auf dem Hof erscheinen. Niemand hat mit einem so schnellen Wiedersehen gerechnet. Wir werden ins Haus gebeten und erhalten heißen Tee und Butterbrote. Da das Kriegsende in Sicht ist, macht Bauer ENDIG den Vorschlag, hierzubleiben und abzuwarten. Wir sind alle der Meinung, dass dies das Beste sei.

4.4. Bei einer Fahrradtour in das benachbarte Freiberg will ich zusammen mit zwei Freundinnen ein paar Sachen organisieren. Auf der Fahrt werden wir von Tieffliegern angegriffen. Im letzten Moment können wir uns in den Straßengraben werfen und hören unmittelbar neben uns die Einschüsse. Kreidebleich, dreckbespritzt und triefend nass rappeln wir uns hoch und umarmen uns vor Freude, denn uns ist nichts passiert.



8.5. Der Krieg ist zu Ende.

Auf der Straße ein fürchterlicher Lärm. Ein Fahrzeug reiht sich an das andere. Die Russen ziehen ein. Am Abend brennt ein Hof am anderen Ende der Straße. Dies wäre die Strafe, weil der Hofbesitzer seine ausländischen Arbeiter so schlecht behandelt habe. Eigentlich sollte der Bauer aufgehängt und mit verbrannt werden, aber das "Schwein" habe sich im letzten

Moment absetzen können. Dafür muss am nächsten Tag ein vierbeiniges Schwein aus dem Stall von Bauer ENDIG dran glauben. Es wird schwarz geschlachtet aus Angst vor einer eventuellen Beschlagnahme.

Die Schinken kommen in die Räucherammer, die mit Sägespänen angeheizt wird. Die Rippenstücke werden als Koteletts sofort verzehrt, die mageren Bauchstücke eingeweckt, die Fetteren mit der Leber in die Leberwurst. Zwei Weißbrote mischen wir unter das Blut und machen Blutwurst, alles gut gewürzt und abgeschmeckt füllen wir mit Hilfe einer Presse in die sauber gewaschenen Därme vom Schwein. Der Kopf wird zu Sülze verarbeitet. Beine und Pfoten werden mit Salz eingerieben und zum Pökeln in Bunzlauer Tontöpfe geschichtet. Bei dem guten Essen erwacht der Mut zum Zupacken wieder und die Hoffnung auf eine baldige Rückkehr in die Heimat.



Teil 2: Von Oberschöna zurück nach Oberschönfeld

14 JUN 45: Endlich können wir die Rückreise antreten. Von draußen dringen schlechte Nachrichten zu uns. Bei ENDIGs waren wir bislang sicher aufgehoben. Welches Schicksal wird uns in der Heimat erwarten?

Zusammen mit ca. 10 anderen Familien - davon 5 mit Ochsespannen - machen wir uns auf den Weg. Die Straßen sind in einem erbärmlichen Zustand. Wertsachen wie Uhren und Fahrräder müssen wir nicht lange mit uns herumschleppen. Sie werden bereits im nächsten Dorf von einer russischen Militärpatrouille konfisziert.

Anfang Juli erreichen wir Girbigsdorf bei Görlitz und erfahren, dass die Grenze geschlossen ist. In der Feldscheune von einem Gutshof richten wir uns provisorisch ein, um die Lage zu peilen. Vater werden gleich am ersten Tag die guten Schuhe entwendet, Tante Selma wird beim Kochen in der Gutsküche das Fleisch aus der Pfanne gestohlen. Wer noch einigermaßen fit ist, wird zur Zwangsarbeit auf den Feldern verpflichtet.

Dick und fett sind unter diesen Verhältnissen nur die Wanzen, die nachts von der Decke fallen. Von Einer werde ich gebissen, bekomme einen dicken Fuß und bin mehrere Tage arbeitsunfähig.

Ende Juli 1945 beschließen wir die geschlossene Grenze "bei Nacht und Nebel" zu passieren. Um nicht aufzufallen, teilen wir uns in mehrere Gruppen auf: die BURGER Liesel, meine Mutter und ich wagen den ersten Versuch.

Mit wenig Gepäck machen wir uns um Mitternacht auf den Weg. Da der Viadukt zerstört ist und kein Zug über die Neiße fahren kann, werden wir zunächst von einem Schlepper für 100 Mark auf die polnische Seite geschleust. Am Bahnhof verstecken wir uns in einem Güterwagen und warten eine Ewigkeit, bis der Zug sich endlich gen Osten in Bewegung setzt. Wo wir wohl landen werden? Nach einem längeren Zwischenaufenthalt in Kohlfurt kommt der Zug am nächsten Bahnhof zum Stehen. Wir hören deutlich, wie ein Bahnbeamter Boleslawiec (Bunzlau) ruft. Das ist für uns das Signal, um auf der verkehrten Seite heimlich auszusteigen. Niemand bemerkt uns und wir schleichen hinter dem Zug davon.

Nun geht es im Laufschrift über die Alte Straße in unser Heimatdorf Ober-Schönfeld. Schon von weitem erkennen wir unser weiß gestrichenes Haus. Es steht noch, um uns herum aber auch viele Ruinen.

Als wir durch die Haustür treten, die von 29 Einschüssen verziert ist, reiben wir uns die Augen: die Zimmer leergeräumt, total verschmutzt und die Dielen im Wohnzimmer teilweise verfeuert. Und was nicht durch den Ofen gewandert war, wurde aus dem Fenster geworfen und liegt als Trümmerhaufen im Vorgarten.

Da nichts Essbares zu finden ist, holen wir uns aus dem Garten etwas Rhabarber. Einen verbeulten Topf und ein paar verbogene Löffel finden wir in dem Dreckhaufen vor dem Küchenfenster.

Plötzlich geht die Haustür auf und ein junger Pole namens Nico begrüßt uns in perfektem Deutsch. Er wohnt mit seiner Familie - Vater, Mutter und zwei jüngere Schwestern - nebenan im Haus von SCHADE Ewald.

Seine freundliche Einladung zum Essen nehmen wir gerne an. So erfahren wir, dass die Familie den Naziüberfall auf Polen als sogenannte "Volksdeutsche" überlebt hat. Und nach dem Krieg sind sie halt in Oberschönfeld gelandet. Nicos Vater ist z.Z. Bürgermeister und so sind wir genau an der richtigen Adresse.

Auf einer Schubkarre bringt Nico uns Decken und Matratzen, die wir gerne annehmen. Die nächsten Tage bringen wir mit dem Abstopeln der Felder zu: Reste von Roggen und Weizen, sowie Kartoffeln mit Sauerampfer, dazu ein paar Wiesenkräuter als Tee.



Um Kochgeschirr und Möbel zu organisieren, sehen wir uns in der Nachbarschaft um. TESKE, MÜLLER, DEZELSKY, KOBELT Robert und Dr. DANKWART gibt es nicht mehr. Auch bei WIBERSINSKY finden wir nichts. Schließlich entdecken wir im Schloss unser ehemaliges Sofa und jede Menge Küchengeschirr. Wir nehmen mit, was wir tragen können.

Die Häuser von SCHADE Paul. WINDE, RÖNSCH Gustav, KRUPPA, STEINBRECHER und BEYER Paul sind allesamt Ruinen. Der Frisiersalon von GÖTHERT ist zwischenzeitlich zum Kuhstall umfunktio- niert.

Als wir am Haus von SCHADE Ewald vorbeikommen, wo z.Z. der Bürgermeister untergebracht ist, macht die Putzfrau gerade Feierabend. Es ist Frau POHL, eine Verwandte zweiten Grades, die mit zwei Kindern in dem alten Ausgedingehaus der Scholzmühle wohnt.

Sie erzählt uns, dass der Nachbarort Neundorf bereits von Polen besiedelt ist und dass meine Großmutter Pauline BAUMANN, trotz ihrer 77 Jahre, tüchtig arbeiten muss.

Gleich am nächsten Tag werden wir sie besuchen. Meine Großmutter ist so glücklich, mich wiederzusehen, dass sie nicht mehr daran denkt, weiter zu arbeiten. Ich erfahre, dass Tante Anni, die jüngste Schwester meiner Mutter und gelernte Schneiderin als Näherin in Nieder-Schönfeld beschäftigt ist. Ihr Bruder Paul, der den Hof bewirtschaftete, wurde in ein Bleibergwerk nach Sibirien verschleppt, wo er verstorben ist.

Kurz danach wird unser Gespräch abrupt beendet und ich werde aus dem Haus geworfen, weil ich die Arbeitsdisziplin störe. Der Heimweg gestaltet sich schwieriger als erwartet, weil ich von einem Soldaten verfolgt werde, dessen eindeutige Absichten nur durch beherzte Flucht abgewehrt werden können.

Mit viel Glück erreiche ich unsere Wohnung. Doch noch glücklicher sind wir, als nach einigen Tagen zwei wohlbekannte Männer auf unser Haus zulaufen: mein Vater Bruno RÖNSCH und Herr BURGER. Sie hatten einfach keine Ruhe mehr, weil von uns kein Lebenszeichen kam und haben sich halt durchgeschlagen wie wir: d.h. schwarz über die Grenze und als blinde Passagiere im Zug bis Bunzlau. Nico, der Nachbarssohn, hat sofort alles registriert und lädt uns zum Kaffee ein. Mein Vater, als gelernter Maurer, wird für Reparaturarbeiten eingespannt. Als Entlohnung gibt es für ihn volle Kost und für uns eine Kanne Milch und ein Brot.

Später wird mein Vater Schuldiener in Nieder-Schönfeld und muss - da der Winter vor der Tür steht - Holz hacken und die Öfen heizen.

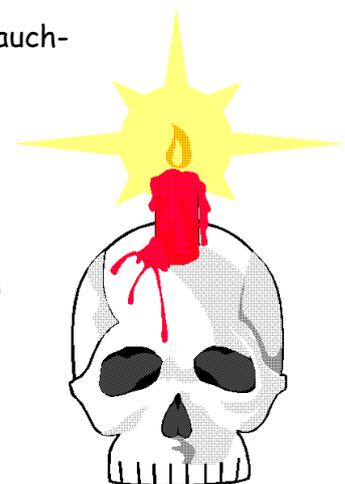
Die kleine Hanna - Tochter des Bürgermeisters - fragt mich eines Tages, ob ich stricken könne. Sie wünscht sich eine Kleid aus Wolle. Wir entwerfen ein Modell und dann beginnt die Arbeit. Das Kleid wird das schönste Weihnachtsgeschenk und sie verspricht, immer an mich zu denken.

Ansonsten sind die Festtage 1945 eher traurig. Mein Vater klagt über Bauch- schmerzen und bekommt hohes Fieber. Der herbeigerufene russische Militärarzt diagnostiziert "Typhus" und befestigt ein großes Plakat an der Haustür. Zumindest klopft jetzt kein Soldat mehr an unsere Haustür.

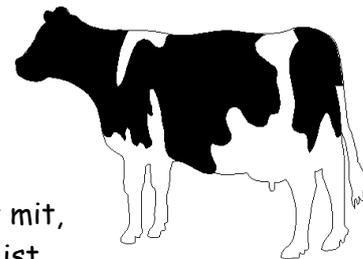
Dafür klopft jeden Tag Frau KÄSER bei uns an und bringt meinem Vater frisches Brot aus der Mühle. 9 Tage ist mein Vater ohne Besinnung, kann aber nach 4 Wochen wieder aufstehen und fühlt sich danach wie neugeboren.

Anfang März 1946 wird Schönfeld mit polnischen Familien besiedelt, die aus der Lemberger Gegend kommen. Bei uns zieht ein Ehepaar ein, beide Ende 40, sowie die Schwester der Frau, etwa 30 Jahre alt.

Sie haben ein schweres Schicksal hinter sich. Der einzige Sohn wurde bei Kriegsende getötet. Aus ihren Häusern wurden sie vertrieben und konnten so gut wie nichts mitnehmen.



Ihr wertvollster Besitz ist eine Kuh, die von der örtlichen Bürgermeisterei zugeteilt wird. Die Kuh wird im Stall abgestellt und dieser wird anschließend wie eine Schatzkammer verriegelt und verrammelt, damit das gute Stück nicht entwendet wird.



Eines Tages taucht der NELKE Herbert auf und bringt einen Beutel Post mit, der ihm von einer Sammelstelle in Berlin übergeben worden war. Für uns ist ein Brief von meinem Bruder Fritz dabei: das erste Lebenszeichen.

Fritz war bei Kriegsende in Dänemark in Gefangenschaft gekommen und von dort als Landwirtschaftshelfer nach Schleswig-Holstein entlassen. Jetzt arbeite er in Kiel in einem Architekturbüro.

Auch meine Freundin Alice MÜLLER bekommt Post von ihrem Mann aus der britischen Besatzungszone und wäre am liebsten sofort aufgebrochen.

Teil 3: Von Oberschönfeld nach Kiel

Ende März 1946 hören wir, dass in Kürze alle Deutschen ausgewiesen werden sollen, bis auf junge Mädchen. Die kämen in die Sowjetunion und sollten dort für die Wiedergutmachung arbeiten. Das ist für mich und meine Freundin Alice das Signal zum Aufbruch.

Vom Pfarrer besorgen wir uns ein amtliches Dokument mit Stempel und in polnischer Sprache. Ein paar Habseligkeiten kommen in einen Handkoffer. Die Zlotis für die Fahrkarte zur Grenze werden von den Nachbarn zusammen geborgt.

Vom Chef der Mühle lassen wir uns im Kastenwagen versteckt zum Bahnhof nach Thomaswaldau schmuggeln.

Beim Warten auf den Zug werden wir von einem Polizisten aus Nieder-Schönfeld erkannt. Doch wir haben Glück. Er drückt beide Augen zu.

Der Zug ist so voll, dass wir uns wie Ölsardinen in der Dose vorkommen. Bei der Fahrscheinkontrolle will der Schaffner einen Zuschlag für unser Handgepäck kassieren, doch wir haben keinen einzigen Zloti mehr. Ein junger Pole, der in Kohlfurt bei der Passkontrolle arbeitet, hilft uns aus der Bedrouille, indem er uns als seine Cousinen ausgibt und das Zusatzticket bezahlt. Wir nicken voller Dankbarkeit, wagen aber nichts zu sagen, um nicht aufzufallen. Meinen Lippen entringt sich nur das Wort "dzienuje" (=danke).

Später in Kohlfurt hilft uns dieser junge Mann beim Ausstellen von zwei Passierscheinen und gibt uns den entscheidenden Tipp, um den richtigen Zug zu finden. Nach der Gepäckkontrolle und Entlausung heißt es auf dem Bahnsteig warten.

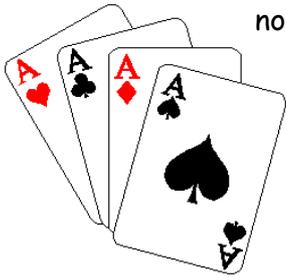
Den ersten Zug, der uns nur bis Berlin gebracht hätte, lassen wir passieren. Erst der zweite Zug am späten Nachmittag ist der Richtige. Obwohl alle Waggons bereits mit Menschen vollgepfertcht sind, zwingen wir uns noch irgendwie dazwischen. Wohin wir fahren, können wir nicht sehen, da Viehwagen keine Fenster haben.

Am nächsten Morgen haben wir unser Ziel erreicht und befinden uns im Flüchtlingslager Friedland im Landkreis Göttingen. Zu Mittag gibt es eine warme Suppe (ohne Fettaggen) und ein Stück Brot. Gleich am nächsten Tag werden wir auf Wanderschaft geschickt. Unsere Gruppe kommt nach Kalkriese an der Hase, Kreis Bramsche / Niedersachsen. Der Bürgermeister nimmt uns in Empfang und verteilt uns auf verschiedene Bauernhöfe.

Während unsere Leidensgenossen alle unterkommen, stehen wir bei Nieselregen vor der Tür und werden nicht hineingelassen. Erst die herbeigerufene Polizei zwingt die Bäuerin, uns aufzunehmen. Die zugewiesene Kammer ist das Allerletzte.



Am nächsten Morgen bekommen wir nach einem kargen Frühstück mitgeteilt, dass es ein Mittagessen nur für diejenigen gibt, die zum Torfstechen gehen. Alice wagt nicht "nein" zu sagen, ich dagegen bin es leid, wie der letzte Abschaum behandelt zu werden und stelle mich krank. Nachdem die Torfstecher abgezogen sind, gehe ich mit einem Kartenspiel zu den Nachbarn, um aus den Karten die Zukunft vorherzusagen. Im Gespräch mit der Bäuerin erfahre ich, dass ihr Mann

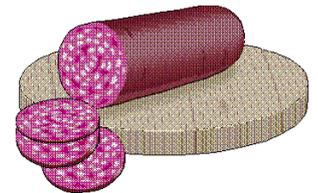


noch nicht aus dem Krieg heimgekehrt sei. Als dann beim Auslegen der Karten der Herzbube dicht bei der Herzdame liegt, erzähle ich der Bäuerin, dass ihr Mann nicht weit von ihr entfernt sei und in kurzer Zeit nach Hause käme. Tatsächlich wird er auch eine Woche später eintreffen und ich kann ihn noch vor meiner Abreise begrüßen. Nun erkundige ich mich nach den nächsten und übernächsten Nachbarn, denn Wissen ist Macht, besonders bei einer Wahrsagerin.

Gute Nachrichten hört jeder gern und so bekomme ich neben einem guten Mittagessen noch ein Paket Wurstbrote für den Heimweg und Briefmarken sowie Briefpapier, so dass ich abends an meinen Bruder Fritz und Alice an ihren Mann schreiben kann.

Alice wird bereits 3 Tage später abgeholt, während ich noch 2 Wochen warten muss, bis ich von Fritz eine Zuzugsgenehmigung für Kiel erhalte. Die restliche Zeit in Kalkriese nutze ich so gut es geht mit "Kartenlegen". Das Wahrsagen entpuppt sich als einträgliches Geschäft, besonders wenn sich gewisse Erfolgsmeldungen herumsprechen.

Ich bekomme einen Sack Kartoffeln, Speck, Eier, Mettwurst, Käse und Butter. Außer den Eiern kommt alles in eine große Kiste, die als Flüchtlingsgut deklariert wird und zusammen mit mir die Reise nach Norden antritt. In Kiel angekommen staunt Fritz nicht schlecht über die mitgebrachten Leckereien.



Um etwas zum Lebensunterhalt beizusteuern, stricke ich Pullover für eine Strickerei. Die Wolle wird vor und nach dem Stricken von dem Betrieb genau abgewogen, damit nichts "versickert". Doch wenn man die Pullover vor der Abgabe mit Wasserdampf "beschwert", kann dennoch etwas Wolle für den Eigenbedarf abgezweigt werden.

Im Juli 1946 erhalten wir einen Brief von meinen Eltern. Sie wurden mittlerweile von den Polen ausgewiesen und sind von einer Sammelstelle in Bunzlau über das Lager Friedland jetzt in Elze bei Hannover gelandet. Ich setze mich in den Zug und fahre nach Elze, um meine Eltern abzuholen und bei der Gelegenheit, meine Freundin Alice noch einmal wiederzusehen.

Mein Bruder ersteht in einem ausgebombten Haus in Kiel-Gaarden eine stehen gebliebene Küche mit Flur und einem kleinen Zimmer. Der Rest der Wohnung war den Bomben zum Opfer gefallen.

Für meinen Vater wird eine Maurerkelle sowie etwas Zement organisiert.

Mit tatkräftiger Unterstützung der ganzen Familie sind in ein paar Wochen die Mauern und Decken fertig und bis zum Winter die komplette Wohnung, einschließlich einem eisernen Ofen. Ein wenig Feuerung gibt es auf Bezugsschein, wie viele andere Sachen auch. Das ist das Ende unserer Odyssee. Wenn mir noch ein paar Jahre zu leben bleiben, werde ich anschließend den Start in der neuen Heimat für die Nachwelt niederschreiben.



Erika Reble, 6 DEZ 1999;

gekürzt und für die Familienchronik überarbeitet von Bruno Reble.

Neubeginn in Kiel

Der 8. Mai 1945 ist nicht nur für die Familien Reble/Rönsch, sondern auch für Millionen Menschen in Europa ein Tag der Befreiung. Sie werden befreit von Terror und Unterdrückung, von Krieg, Bombenhagel und sinnloser Zerstörung.

Und wenn etwas die Menschen in dieser Zeit einigt, dann die Erkenntnis: Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg!

Dagegen ist das Kriegsende für die Nazis und ihre Hintermänner der Tag der Niederlage.

Geschlagen sind die Generäle, die Bonzen und die Blutrichter Hitlers. Am Boden liegen die Flicks und Krupps und die anderen Konzernherren. Sie haben keine billigen Arbeitsklaven mehr, verlieren einen Teil ihrer zusammengeraubten Werke. Einige sitzen im Gefängnis als Wehrwirtschaftsführer, Menschenquäler und Kriegsverbrecher.

Bis sie dann (fast) alle wie die Stehaufmännchen wieder da sind und für den Wiederaufbau der Bundesrepublik gebraucht werden.

Denn „Ärmel aufkrepeln“, heißt die Devise: „Weg mit den Trümmern!“ Und davon gibt es in Kiel besonders viele. Denn diese Stadt stand als strategisch wichtiger Kriegsmarinehafen vorrangig im Visier der alliierten Bomberflotten.

Auferstanden aus Ruinen

Und so gibt es auch im Architekturbüro Rotzoll viel zu tun, wo Hein Reble und Fritz Rönsch untergekommen sind und wo sich Hein und Erika kennenlernen.

Am 18. Juni 1948, unmittelbar vor der Währungsreform, wird geheiratet. Die Hochzeitsfeier wird aus dem Nichts bestritten, weil man sich für das alte Papiergeld nichts mehr kaufen kann. Denn in den letzten Tagen vor der Währungsreform zeichnen sämtliche Geschäfte sich durch gähnende Leere aus.

Nur ungern nimmt der Handelsmann statt guten Geldes Scheiße an.

Schlagartig ändert sich am 21. Juni 1948 das Bild: Überfluss, wohin das Auge schaut. Die Schaufenster und Ladenregale scheinen über Nacht vom Warenangebot überzuquellen.

Mit der Währungsreform in den 3 westlichen Besatzungszonen werden auch die Weichen gestellt für die staatliche Teilung Deutschlands, welche 1949 mit der Gründung der BRD und der DDR besiegelt wird.

Pro Person gibt es in den Westzonen ein Kopfgeld von 40 Mark in neuer Währung. Davon lassen sich keine großen

Sprünge machen.

Gleichzeitig werden alle Schulden und Guthaben abgewertet im Verhältnis 10 RM = 1 DM, bei Sparbüchern beträgt die Umtauschquote 100 zu 6,5. Davon profitiert Bruno Rönsch, als ehemaliger Bauunternehmer, indem er ein zusätzliches Startgeld von rund 10.000 DM erhält, als Ausgleich für die aus Schlesien geretteten Sparbücher.

Von diesem Geld werden in Kiel-Hassee ein Baugrundstück und Baustoffe gekauft. Mit viel Eigenleistung und einer kleinen Hypothek entsteht daraus im Verlauf des Jahres 1950 ein Häuschen für 2 Familien.



Am 7. Januar 1950 haben 2 Bruno's Geburtstag: Der Großvater seinen 62ten und der Verfasser dieser Zeilen, indem er das Licht der Welt erblickt.



Langsam geht es aufwärts, obwohl die Zeiten hart sind. Erika verdient im Büro monatlich DM 160, Hein DM 220, Bruno Rönsch als Maurer etwas mehr, während sich Oma Berta um Klein-Bruno kümmert.

1953 zieht die Familie Reble zu Dritt nach Düsseldorf. In der Rhein-Metropole boomt es bereits kräftig und das verheißt günstigere Berufsperspektiven. Leider nicht für Erika, denn sie muss wie viele Frauen, die nach 1945 die Karre aus dem Dreck gezogen haben, nun zurücktreten an Heim und Herd: 1954 wird Renate geboren und 1956 Jürgen.

Die wöchentliche Arbeitszeit beträgt zunächst 48 Stunden bei einer 6-Tage-Woche. Doch ab 1956 gelingt es - mit starken Einheitsgewerkschaften im Rücken - den Unternehmern, Arbeitszeitverkürzungen abzutrotzen; zunächst 45 Stunden, dann 40 Stunden bei einer 5-Tage-Woche.

1958 kehrt Familie Reble zurück in ihr Häuschen nach Kiel, was in der Zwischenzeit zur Hälfte vermietet war.

Jetzt kommt das „Wirtschaftswunder“

... mit hastigen Schritten und kräftigen Wachstumsraten. Die Einkommen folgen hinterher ... nicht automatisch, sondern oft erst nach zähen Arbeitskämpfen.

Familie Reble, Kiel 1968 v.l.n.r.: Jürgen, Erika, Renate, Bruno, Hein und Andreas



Im Sommer 1962 kann zum ersten Mal ein Urlaub im Ausland gebucht werden: mit TOUROPA geht es nach Spanien, an die COSTA BRAVA.

1963 wird Andreas geboren

1964 steht das erste Auto in der Garage: ein VW- Käfer.



Im gleichen Jahr können die Großeltern den ersten Fernseher erwerben. Bruno Rönsch hatte Geld aus dem Lastenausgleich bekommen.

Ansonsten wird jeder Pfennig und jede freie Minute in den Ausbau des Familienheims gesteckt: Holz auf Holz, Stein auf Stein, das Häuschen wird nie fertig sein. Und auch über andere Kanäle ... fließt viel Geld in die Wirtschaft.

Doch 1967 kommt der große Knall. Geplatzt wie Seifenblasen sind sie auf einmal, die schillernden Träume vom goldenen Zeitalter und vom Wohlstand für Alle. Ein Gespenst geht um. Es heißt „Wirtschaftskrise“ und erschüttert das Alltagsleben der arbeitenden Menschen.

Heinrich Reble verliert über Nacht seine gerade angetretene Stelle als Bauingenieur bei der Stadt Kiel. Mit Gelegenheitsjobs wird zunächst versucht, die Familie „über Wasser“ zu halten. Da werden Zeitungen ausgetragen, Prospekte verteilt, Waren ausgefahren, die Garage vermietet, ja eines Tages wird sogar der Hauseingang zum Kiosk umfunktioniert. Letzteres Projekt ist allerdings zum Scheitern verurteilt, da der Umsatz nur unwesentlich den Eigenverbrauch überschreitet.

Auch die Kinder müssen kräftig mit anfassen. Für den ältesten Sohn Bruno heißt das : morgens um 5 Uhr aufstehen, Zeitngen austragen, anschließend in die Schule; wahrlich kein Zuckerschlecken.

Auf der anderen Seite wächst unter solchen Bedingungen auch der Wille, herauszukommen aus der Misere, und das Bedürfnis, die Ursachen zu erkennen ... und zu beseitigen.

Es rettet uns kein höheres Wesen...

Es gärt damals an vielen Orten - nicht nur an den Universitäten.

Der Verfasser hat mit 18 Jahren das Glück im Herbst 1968 an der Uni Kiel mitten hineinzugeraten in diesen Strudel und dabei kräftig mitzumischen.

Jahrelang, jahrzehntelang, oft mehrere Generationen lang sind die Menschen dazu verdammt, geduldig ihr Päckchen zu tragen, das ihnen das Schicksal auferlegt.



Der Verfasser 1973 bei der Straßenagitation

Und dann gibt es plötzlich diese Sternstunden der Geschichte, wo das Althergebrachte in Frage gestellt wird und die Menschen ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen, weil sie nicht länger wie Schachfiguren verschoben werden wollen.

In Vietnam leistet ein tapferes Volk erfolgreich Widerstand gegenüber der größten Militärmaschinerie der Welt, in Paris werden im Mai 68 Straßenbarrikaden errichtet und an den deutschen Universitäten wehren sich Studenten gegen den Muff von „Tausend Jahren“. Mit Demonstrationen, Teach-ins und Sit-ins wird die Politik von inneren Zirkeln auf die Straße verlagert. Die alten Autoritäten werden bis aufs Mark erschüttert. Erfolge stellten sich ein. Alles scheint machbar, wenn wir uns nur einig sind und gemeinsam handeln.

Bis weit in die siebziger Jahre hält sie an, diese Phase des Umbruchs in der eine ganze Generation von „68igern“ geprägt wird.



Haus „In de Eck 2“ in Nienborstel-Dörpstedt, bei Todenbüttel, Kr. Rendsburg.

Damals ist ein Studium noch möglich und bezahlbar - dank staatlicher Stipendien. Denn die Auseinandersetzung zwischen den Gesellschaftssystemen spitzt sich zu. Die Bundesrepublik hat hierbei eine Schlüsselstellung. Sie muss als Schaufenster des Kapitalismus so attraktiv wie möglich gestaltet werden, um den Sieg davonzutragen im Kampf um die Köpfe der Menschen.

Deshalb sind die Herrschenden zu Zugeständnissen bereit: Ausbildungsförderung für sozial Schwache, Erhöhung der Massenkaufrkraft, „Vermögensbildung in Arbeitnehmerhand“, Verbesserungen in der Sozialversicherung, Verlängerung des Mindesturlaubs, etc.

Trotz dieser staatlichen „Wohl-taten“ ist eine Sache damals wie heute gefragt: **Mobilität !**

1969 - im gleichen Jahr als der erste Mensch den Boden des Mondes betritt - heißt es für die Familie Reble wieder einmal: Koffer packen und die Heimat verlassen:

Zurück an den Rhein fährt der Möbelwagen, wo eine Arbeitsstelle bei der Stadt Bonn neue Hoffnung verspricht bis zum Ruhestand 1978.



Heinrich und Erika ziehen anschließend aufs Altenteil nach Mittelholstein (s. Foto).

Jürgen und Andreas bleiben in Bonn und wohnen in Schwarz-Rheindorf Haus an Haus.

Jürgen ist freischaffender Künstler in der Filmbranche und verheiratet mit Christel, die als Krankenschwester arbeitet. Zwei Kinder: Paul (geb. 1987) und Knut (geb. 1990).

Andreas ist Maschinenbauingenieur und arbeitet in der Energiewirtschaft. Er ist verheiratet mit Kerstin, von Beruf Erzieherin. Ein Kind : Amelie (geb. 1990).

Renate ist Studienrätin für Mathematik und Geographie und unterrichtet an einer berufsbildenden Schule. Sie wohnt im ehemaligen Elternhaus in Kiel-Hassee und ist verheiratet mit Frank Tonner, der als Ingenieur eine kleine Firma für Hard- und Softwareentwicklungen betreibt; zwei Kinder: Raja (geb. 1986) und Max (geb. 1993).

Bruno versucht nach Studienabschluss 1975 in Bonn Fuß zu fassen und muss sich als „Akquisiteur“ und Versicherungsvertreter durchschlagen.

1979 gelingt ihm der Sprung nach Düsseldorf, in die Hauptverwaltung der PROVINZIAL Versicherung, Bereich Außendienst PC-Betreuung.

Er heiratet im Dezember 1980, nur wenige Monate vor einem gewissen Prinz Karl aus der großen Bretagne. Bruno's Auserwählte ist allerdings keine vom Luxus gelangweilte Lady Dingens, sondern die recht lebendige Ulrike Schmidt, die ihren Job als Auslandskorrespondentin besser in Düsseldorf ausüben kann, als im heimatlichen Hochschwarzwald.

Die Zeiten stehen zu Beginn der achtziger Jahre auf Sturm. Vor allem in den USA werden Töne angeschlagen, die aufhorchen lassen. Das Wettrüsten zwischen den Systemen wird zusätzlich angeheizt und auf neue Rekordmarken getrieben. Die Bundesrepublik - schon zuvor ein Pulverfass mit der höchsten Atomwaffendichte der Welt - soll zusätzlich zur Abschussrampe ausgebaut werden für neue, zielsichere Erstschlagwaffen.

Die Friedensbewegung als breites parteienübergreifendes Volksbündnis hält dagegen

und bekundet in



vielfältigen Aktionen unseren Überlebenswillen.

Wir sind dabei.

Gegen Ende der achtziger Jahre zeigen sich die ersten Konsequenzen des Wett-rüstens: Dem wirtschaftlich schwächeren System geht die Luft aus. Im Oktober 1989 fällt die Berliner Mauer. Eine grundlegende Verschiebung des politischen Kräfteverhältnisses wird eingeläutet.

Die neunziger Jahre stehen wirtschaftlich zunächst im Zeichen eines Wiedervereinigungsbooms, dann zunehmend unter dem Diktat staatlicher Sparmaßnahmen und einer bedrohlich anwachsenden Massenarbeitslosigkeit. Denn ohne lästige Konkurrenz im Rücken kann der Staat die soziale Maske fallen lassen und sein wahres Gesicht zeigen.

Die Gesellschaft wird polarisiert. Ein Drittel der Bevölkerung ist gezwungen am Rande der Armut zu leben, während auf der anderen Seite das Vermögen der Reichen und Superreichen aus allen Nähten platzt.



Im April 1983 wird Jan-Pablo geboren; im Mai 1986 kommt Janina hinzu und im November 1989 Janosch.

Alle drei scheinen sich so zu entwickeln, wie wir es uns in der Geburtsanzeige gewünscht haben

„Sie sollen in Frieden aufwachsen, fröhlich und aufgeweckt sein. Dafür werden wir uns einsetzen“.

Kinder sind manchmal anstrengend und fordernd. Ihre Erziehung kostet Kraft, Geduld und auch Geld. Aber ihr Veränderungswille belohnt all die Mühen. Eine Gesellschaft ohne Kinder ist eine Gesellschaft von Mumien, ohne Saft, ohne Kraft, ohne Zukunft..



(z.T. verdeckt), Renate (Mitte), Frank (dahinter), vordere Reihe: Paul, Janosch, Max, Janina, Amelie, Raja

Familienalbum für

Jan <u>Pablo</u> Reble * 1983 in Düsseldorf	&	Janina Ines Reble * 1986 in Düsseldorf	&	<u>Janosch</u> Oliver Reble * 1989 in Düsseldorf
---	---	--	---	--



Eltern

Großeltern

 <p>Bruno REBLE</p> <p>Volkswirt *1950 in Kiel</p> <p>Geschwister: 1. Renate o/o Frank T. 2 Kinder: Raja & Max REBLE 2. Jürgen REBLE o/o Christel, 2 Kinder: Paul & Knut 3. Andreas REBLE o/o Kerstin, 1 Tochter: Amelie</p>	oo	 <p>Ulrike SCHMIDT</p> <p>Auslands-Korrespondent. *1955 in Hinterzarten / Hochschw.</p> <p>Geschwister: 1. Bärbel oo Edi LICKERT, 3 Kinder: Anne Kathrin., Eva Maria & Julien 2. Angelika oo Frank KAISER 3. Rainer SCHMIDT oo Petra, 1 Tochter: Vanessa</p>	 <p>Heinrich REBLE</p> <p>Bauingenieur *1922 in Alt-Bennebek, Kreis Schleswig</p>	oo	 <p>Erika RÖNSCH*</p> <p>*1923 in Ober-Schönfeld, Kr. Bunzlau /Schlesien</p>	 <p>August SCHMIDT</p> <p>Schreiner *1923 in Raitenbuch, Hochschw. †1970 in Altglas-hütten / Hochschw.</p>	oo	 <p>Agnes LAUBIS</p> <p>*1931 in Neustadt, Hoch-Schwarz-wald</p>
--	----	--	---	----	---	--	----	--

Auf den Spuren unserer Vorfahren



Quelle: Slesvigland 3/1990

Vor 250 Jahren, Anno 1763, verlässt die Familie Adam REBLE ihre Badische Heimat, um sich im Königreich Dänemark um Kolonistenstellen zu bewerben; Details s. Kap 1: "Wie alles angefangen hat".

Die Familie besteht aus 6 Personen: Adam Reble, Maurer, 46 J, seine zweite Ehefrau Anna Maria geb. Büchel, die Söhne Johannes und Martin aus erster Ehe, 18 +14 Jahre, sowie Dorothea 6 und Adam 2 Jahre.

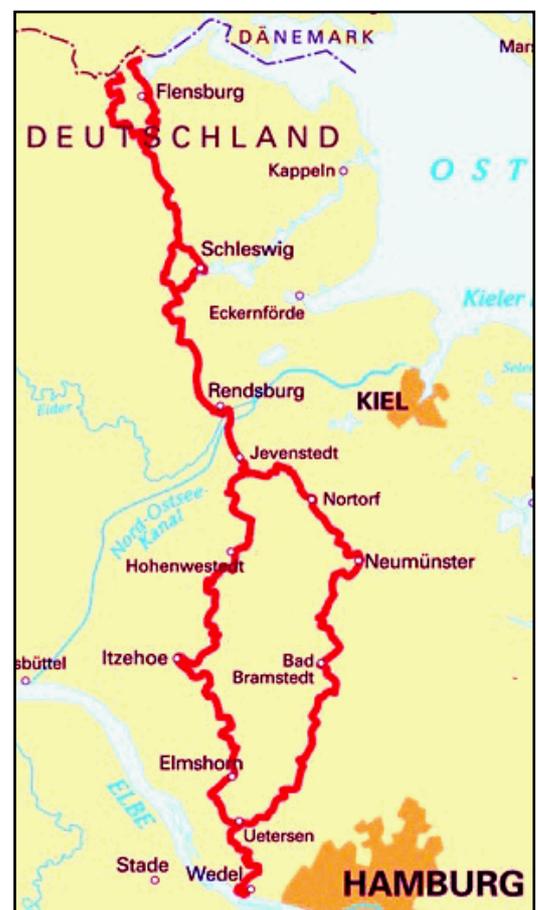
Die Reise beginnt im Frühjahr 1763 im Heimatort Eutingen bei Pforzheim, auf halbem Weg zwischen Karlsruhe und Stuttgart. Nachdem die wenigen Habseligkeiten verkauft sind, nimmt man Abschied von Verwandten und Freunden; Eintrag Im Kirchenbuch "**Nach Jütland**".

Erste Station ist die Freie Reichsstadt Frankfurt, 150 km nördlich von Eutingen. Hier wird man von der Dänischen Botschaft mit Reisepässen und Handgeld ausgestattet und wartet auf andere Emigranten, um einen Treck zusammen zu stellen.

Juli 1763: Die Elbe wird erreicht und die Türme von Altona und Hamburg tauchen am Horizont auf. Hier auf Dänischem Hoheitsgebiet gönnt man sich eine Ruhepause und wird mit frischem Proviant versorgt für die letzten 150 km.

Von Altona dauert es noch eine Woche bis Flensburg; die Stationen sind Elmshorn, Itzehoe, Hohenweststedt, Jevenstedt, Rendsburg, Schuby bei Schleswig und Flensburg.

Am 5.AUG 1763 erfolgt dort die Einschreibung in eine Reserveliste (Platz 146 von 338), um für freiwerdende Stellen zu kandidieren; Details s. Kap 2: "In der neuen Heimat"



Unsere Ochsentour zwischen Hamburg und Flensburg

Im Juli 2013 wandeln wir auf den Spuren unserer Vorfahren und ergründen das letzte Stück ihrer Reise auf dem "Ochsenweg" von Wedel bei Hamburg bis Flensburg; Historische Details s. <http://de.wikipedia.org/wiki/Ochsenweg>
Bildreportage unserer Reise bei PicasaWeb...s. www.reble.net

Vor der geplanten Tour treffen wir uns zunächst am Sa. 6.7.2013 bei einem Familienfest in Kiel.



Am Sonntag 7.7. geht es per Pferdetrack zum Freilichtmuseum Molfsee, wo wir ein Original-Kolonistenhaus aus dem Jahre 1764 besichtigen, das aus der gleichen Gegend stammt, wo die Familie Adam Reble 1764 angefangen hat.

Unterstützt werden wir bei unserer Expedition von Hans Peter Stamp, ein bekannter Heimatforscher mit süddeutschen Wurzeln (Dr. agrar, Foto rechts im Kolonistenhaus). Hans ist weitläufig verwandt mit der Familie Reble. Er ist Autor des Buches: "...und weiß wie Alabaster" Eine Kulturgeschichte der Kartoffel, Wachholtz Verlag 2013

In den folgenden Tagen erforschen wir mit Fahrrädern den Ochsenweg zwischen Schleswig und Hamburg auf den Spuren unserer Vorfahren.

Fr. 12.7.2013 Heimreise nach Düsseldorf

Die Familienforschung ist eine praktische Wissenschaft. Sie lebt vom Zusammenwirken von Millionen von Forschern nach dem "Gib-und-Nimm"-Prinzip. Das heißt, wer von den Früchten anderer profitieren will, sollte auch selbst bereit sein, sich in diesen Prozess einzubringen.

Voraussetzung dafür ist eine gemeinsame Sprache. So haben sich im Laufe der Zeit bestimmte Abkürzungen herausgebildet, die auch international gebräuchlich sind, z.B.

* = geboren, + = gestorben, ? = ungesichert, oo = verheiratet, o/o = geschieden

Dies gilt leider nicht für alle Abkürzungen. Für „vor“ wird sowohl das mathematische Symbol „<“ benutzt, wie auch „V“ oder „BEF“ (für before). Bei „nach“ sind entsprechend „>“, „N“ oder „AFT“ üblich.

Die Datumsangabe 01.04.00 wird in Deutschland als 1. April 2000 interpretiert, im englischsprachigen Raum lässt 01-04-00 jedoch auf den 4ten Januar schließen. Keine Fehlinterpretation ist möglich, wenn man die ersten drei Buchstaben des Monatsnamens mit aufnimmt, z.B. 01 APR 2000, so wie dies beim GEDCOM-Format üblich ist.

Festgelegt wurde dieser Standard von der Genealogischen Gesellschaft der Mormonen (s. QUELLEN) zum Austausch von Dateien. Eine GEDCOM-Datenbank besteht im Wesentlichen aus den obligatorischen Feldern NAME und Geschlecht (SEX), sowie Verknüpfungsmerkmalen zu Eltern, Kindern, Ehepartnern. Darüber hinaus können noch folgende Daten erfasst werden:

- Beruf
- Religion
- Geburtsdatum und -ort
- Taufdatum und -ort
- Taufpaten
- Heiratsdatum und -ort
- Trauzeugen
- Todesdatum, -ort und -ursache
- Beerdigungsdatum und -ort
- Notizzeilen (zum Anfügen zusätzlicher Texte)

Ein Genealogisches Programm, wie das hier verwendete „PC-Ahnen 2000“, sollte daher über eine Import- und Exportfunktion für GEDCOM verfügen, damit ein Datentransfer gewährleistet ist.

Dies ist wichtig, damit die im Laufe der Jahre mühsam eingetippten Daten in ein anderes Programm konvertiert werden können, etwa um Ergebnisse mit anderen Forschern auszutauschen oder um das Programm zu wechseln. Ein Programmwechsel kann sinnvoll sein, wenn ein anderes Programm bestimmte Dinge, wie z.B. die grafische Darstellung von Stammbäumen, besser beherrscht als das aktuell verwendete.

Eine wichtige Exportfunktion ist auch die automatische Erzeugung einer Datei im sogenannten FoKo-Format:

Aktion Forscherkontakte (FoKo)

Hierbei handelt es sich um eine Initiative der Deutschen Arbeitsgemeinschaft Genealogischer Verbände (DAGV), c/o Dieter Zwinger <http://foko.genealogy.net>

Der Grundgedanke ist einleuchtend. Jeder Forscher stößt irgendwann in der Kette der Vorfahren auf „Tote Punkte“. Hier ist er mit seinem Latein am Ende. Aber vielleicht sind andere an dieser Stelle einen Schritt weiter gekommen?

Also werden die Endpunkte der eigenen Forschungstätigkeit in Tabellenform an eine Zentrale übermittelt. Die Zentrale macht daraus eine große Datenbank und stellt diese als CD oder im InterNet allen Forschern zur Verfügung.

Beispiel: Die vorliegende Ahnentafel reicht bei den Familiennamen BAUMANN bis 1821, bei BOOZ bis 1795 und bei ELSÄSSER bis 1720. In der Datei FOKO.DBF stehen dann – neben 46 anderen Datensätzen, die aus Platzgründen weggelassen wurden - die folgenden Informationen:

GV	MNR	NAME	BEKENN	STAAT	PLZ_KZ	ORT	TER	MK	VON	BIS
vw	2170	BAUMANN		PL	w532	Neundorf	NSL	G	1821	1894
vw	2170	BOOZ		D	79857	Schluchsee	BW	GR	1795	
vw	2170	ELSÄSSER		D	75181	Eutingen	BW	G	1720	

VW ist die Abkürzung für „Verein für Familien- und Wappenkunde in Württemberg und Baden e.V.“ und 2170 ist die Mitglieds-Nr. des Autors. BEKENN bedeutet Religionszugehörigkeit. Mit STAAT ist die heutige Konstellation gemeint. TER ist das Territorium bzw. Bundesland, z.B. Baden-Württemberg. MK heißt Matrikel, z.B. G für Geburt, R bedeutet erRechnet.

Family Search im World-Wide-Web

Einen enormen Aufschwung hat die Familienforschung durch die weltweite Vernetzung im InterNet genommen. Waren es Anfang der neunziger Jahre noch wenige handverlesene Freaks, die die Technik beherrschten, so ist die elektronische Informationsbeschaffung heute zu einem Allgemeingut geworden.

Faszinierend ist sicherlich der Moment, wo die die Verbindung geklappt hat und man zum ersten Mal auf eine InterNet-Suchmaschine stößt. Oft genug wird dann der eigene Name eingegeben, um zu schauen, ob man schon irgendwo registriert ist.

Und es ist erstaunlich, was dabei alles zu Tage gefördert wird: so z.B. an einem bürograuen Freitagnachmittag im Oktober 1997, wo der Autor in die Suchmaschine YAHOO den eigenen Familiennamen eingetippt hat und dabei auf die eMail-Adresse von Rebecca Reble in Ontario, Canada gestoßen ist. Der nächste Schritt war dann, per Mausklick ein Fenster zu öffnen und per eMail die weltbewegende Frage über den großen Teich zu senden: "Is it possible that we are relatives?" Kurz danach (wegen der Zeitverschiebung sogar Stunden früher) die Rückantwort: "Hi. I just got your message and I am really interested in what you are doing..."

Und in der Tat, es handelte sich um eine Großcousine um 4 Ecken herum. Daraus entwickelte sich eine lebhaftere Korrespondenz, bei der sehr schnell auch die eMail-Adressen der übrigen Verwandtschaft ans Tageslicht kamen.

Und es entstand die Idee, im 21. Jahrhundert ein REBLE-Familientreffen in Ontario / Canada zu veranstalten. Man erkennt daraus, dass Familienforschung nicht unbedingt eine staubtrockene und gelehrsame Beschäftigungstherapie von verknöcherten Oberlehrern sein muss.

Nicht nur die Lebenden, auch die Toten können über das InterNet ausfindig gemacht werden. Die größte genealogische Datenbank wird von den Mormonen betrieben: www.familysearch.org.

Welche Resultate eine derartige Recherche zutage bringen kann, wird weiter unten beschrieben (s. KIRCHEN).

Woher stammen unsere Namen?



Wie es Menschen gibt, verständigen sie sich mit Hilfe der Sprache über ihr gesellschaftliches Umfeld. Um sich in diesen Prozess selbst einzubeziehen, sind Namen erforderlich.

Lange Zeit reicht ein Rufname aus, um seinen Träger in kleinen und überschaubaren Sozialverbänden zu identifizieren. Gelegentlich wird auch ein Beiname hinzugefügt, z.B. Philip's Sohn, von oder zu Dingenskirchen, der Große, der Müller, usw. Dieser Beiname bleibt aber auf den Träger beschränkt und wird nicht auf Familienangehörige und Nachkommen übertragen.

So finden wir 1277 in der ältesten Urkunde von Eutingen / Baden folgende Personen aufgelistet:

1. Albert der Winzer
2. Albert v. Murach
3. Berthold
4. Dietrich der Ältere
5. Gerlach v. Eschelbronn
6. Gerbir Frau
7. Hermann der Schultheiß
8. Heinrich auf dem Berg
9. Konrad über der Straße
10. Knore Albert
11. Knore Otto
12. Otto der Bäcker
13. Otto gen. Raith
14. Steinmar Heinrich
15. Werner der Wagner
16. Wernher des Wagner's Sohn

Im 14. Jahrhundert ändert sich diese Praxis. Von Italien, Frankreich und der Schweiz kommend verbreitet sich eine Mode Richtung Norden. Sie besteht darin, den Rufnamen um einen festen Familiennamen zu ergänzen.

Und bereits zwischen 1450 und 1500 werden in einer Klosterurkunde von Eutingen fast alle von den ca. 40 Familienoberhäuptern mit Vor- und Zunamen aufgeführt, z.B. BERTSCH Peter, HEYDECKER Jacob, KASPER Hans, usw.

Dabei spielt die Rechtschreibung eine untergeordnete Rolle. Die Namen werden so zu Papier gebracht, wie es dem Schreiber gerade gefällt. Das gilt besonders für die Eintragungen in alten Kirchenbüchern.

Ab dem 17. Jahrhundert sieht sich die staatliche Obrigkeit genötigt, in das Namensrecht einzugreifen: in Preußen 1794 mit dem Allgemeinen Landrecht. Darin wird die Führung eines Familiennamens und bei Eheleuten die Führung eines gemeinsamen Ehenamens gesetzlich vorgeschrieben.

Neues Namensrecht

In der Bundesrepublik ist seit dem 1. April 1994 ein neues Namensrecht in Kraft, das Eheleuten gestattet, ihre bisherigen Namen weiterzuführen. Nur bei den Kindern besteht nach wie vor die Verpflichtung, sich auf einen gemeinsamen Familiennamen zu einigen.

Herkunft der Namen

Bei Familiennamen, die aus Rufnamen abgeleitet sind, liegt der Ursprung auf der Hand. Aus Philipp's Sohn wird PHILIPPSON oder PHILIPPS.

Auch bei Herkunftsnamen (Stadt, Land, Fluss) ist die Interpretation nicht schwer: NÜRNBERGER, FRANK(E), NECKERMANN,

usw. sprechen für sich.

Berufsbezeichnungen wie SCHMID oder MÜLLER, sind problemlos auszulegen. Zuweilen treten Schwierigkeiten auf, weil es viele Berufe heute nicht mehr gibt.

Hier kann der Griff zu einem Universallexikon helfen, um bei einem MEIER die lateinische Wurzel "maior" (=der Größere) freizulegen.

Damit konnte im Mittelalter ein Oberbauer gemeint sein, der mit der Verwaltung eines Gutes beauftragt war.

Wenn normale Wörterbücher nicht mehr ausreichen, um die Herkunft eines Namens zu entschlüsseln, bleibt als letzte Möglichkeit der Blick in ein etymologisches Speziallexikon



der Familiennamen (s. Quellen), z.B. das in der Falkenreihe erschienene Werk von Horst Naumann.

Hier erfahren wir, dass der Name REBLE mit einem klugen Vogel in Verbindung gebracht wird. REB ist die Koseform zu RABE, oberdeutsch auch RAPP oder RÄPPLI mit mystischem Hintergrund.



Denn der zugrundeliegende althochdeutsche Rufname HRABAN geht zurück auf die beiden allwissenden Raben des Germanengottes WODAN. Daraus abgeleitete Familiennamen sind RA(A)BE(L), RÄBEL, REB(E)L(E), RAPPEL, RÄPPLI, usw.

Eine andere Hypothese - für die es allerdings in der Etymologie keine Hinweise gibt - wäre die Rückführung auf den Berufsstand der Reblente. So wurden früher im süddeutschen Raum die Winzer genannt.

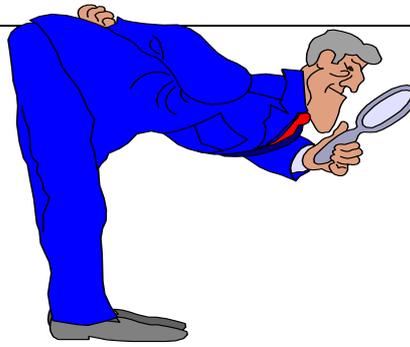
Namenshäufigkeit

Im Jahr 2000 wohnen über 80 Mio. Menschen in der Bundesrepublik Deutschland. Davon sind mehr als 30 Mio. mit ihrem Zu- und Vornamen im Telefonverzeichnis eingetragen.

Spitzenreiter in der Hitliste der Namen sind die SCHMIDT's mit über 200.000 Einträgen (einschließlich aller phonetischen Varianten), während der Name REBLE nur 94mal und REBLIN 117mal vertreten ist.

Fundstellen

REBLE / REBLIN



1. Eutingen / Baden heute: 75181 Pforzheim

Im Jahr 1700 stoßen wir in den Archiven von Eutingen zum ersten Mal auf den Namen REBLE: Ein Jacob REBLE hatte ein Stück Land erworben und das wurde im Grundbuch (Berain) eingetragen.

Weitere Einträge mit unterschiedlichen Schreibweisen finden sich in den Folgejahren: REBLE, REBLIN, RÄBLE und REBLEIN. Danach vereinheitlicht sich die Schreibweise in REBLE, 5 Fundstellen in 1800 und 6 in 1859.

Auch im Kirchenbuch von Eutingen gibt es anfangs unterschiedliche Schreibweisen, z.B.

**Geboren am 5 FEB 1751,
Catharina Barbara REBLIN,
Tochter von Johann Georg
REBLE**

Dies könnte zu der Vermutung führen, dass REBLIN die weibliche Form von REBLE ist, weil früher bei Frauen oft die Endung "-IN" angefügt wurde, wie auch bei folgender Eintragung:

**Gestorben 1749, Solome
REBLININ, Tochter von
Adam REBLE und
Magdalena**

Dennoch kann aus dem Anhang der Silbe "-IN" nicht generell auf die weibliche Form geschlossen werden, da sie auch bei männlichen Namen vorkommt:

**verheiratet 12 OCT 1767,
Jacob REBLE, Sohn von
Jacob REBLIN**

2. Buoch / Württemberg, heute: 73630 Remshalden

Auch im Kirchenbuch von Buoch trifft man auf unterschiedliche Schreibweisen:

**verheiratet 1672, Jacob
REBLIN und Agathe
SCHIFF, Sohn Georg
REBLIN, geboren 1673**

Alle nachfolgenden Generationen tragen anschließend den Familiennamen REBLE.

Aus dieser Praxis kann man vermuten, dass REBLIN die ältere Namensform ist, die im baden-württembergischen Raum mundartlich in REBLE eingeschwäbelt wurde.

3. Niefern / Baden, heute: 75223 Niefern-Oeschelbronn

Im Kirchenbuch von Niefern, einem Nachbarort von Eutingen, finden wir die Eintragung:

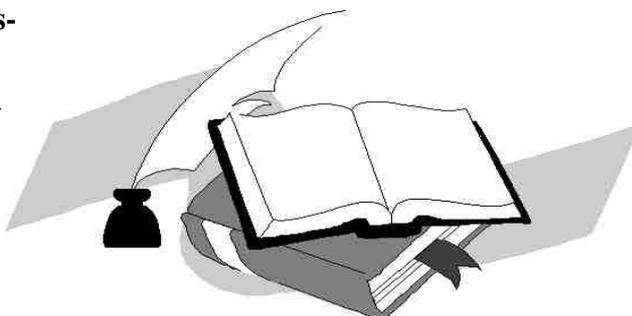
**verheiratet 1655, Hans
REBLIN und Barbara
BÖRTSCH**

Die Herkunft von Hans REBLIN, Schäfer aus Schafhausen ist ungewiss. Welches Schafhausen ist gemeint? Wahrscheinlich das Dorf im Nachbar-kreis Böblingen, 25 km südwestlich von Niefern:

4. Schafhausen bei Weil der Stadt, Kreis Böblingen, heute: 71255 Schafhausen

Von diesem Schafhausen existiert ein Ortssippenbuch; Band -- Vol.34 Württemberger Ortssippenbücher, von Ernst Christian HAAG.

Zwischen 1513 und 1676 stoßen wir auf folgende REBLINs: Alexander, Hanns, Steffan, Erhart, Michael,



Martin, Jauß (Josef), Hans, Cunrad und Adam.

Neben der Hauptform REBLIN kommen vereinzelt auch REPLIN (1525), RIEBLIN (1535), REBLI (1545) und REPPLIN (1603) vor.

5. Oberbalzheim / Württemberg, heute: 88481 Balzheim

Auch ein anderes Schafhausen könnte die Heimat von Hans REBLIN sein; es liegt allerdings 180 km (!) südwestlich von Eutingen /Niefern, in der Region südlich von Ulm, an der Grenze zwischen Württemberg und Bayern..

Es ist der Nachbarort von Oberbalzheim. In dieser Gegend muss bereits in der Mitte des 16. Jahrhunderts eine Familie REBLE gewohnt haben:

**verheiratet 1558, der Wirt
Jörg HEINZEL und Anna
REBLE**

Quelle: Ein handgeschriebenes Familienbuch von Oberbalzheim (noch nicht eingesehen vom Autor), im Besitz von "Verein für Familien- und Wappenkunde" in D-70182 Stuttgart, Gaisburgstr.4a.

6. Reblin bei Herscheid / Westfalen, heute: 58849 Herscheid

Ein Zusammenhang zwischen dem Familiennamen REBLIN und dem gleichnamigem Ort bei Herscheid ist unwahrscheinlich und reine Spekulation.

Historisch überliefert ist lediglich, dass die Ortschaft Reblin eine Gründung der Sachsen ist, die von Norden kommend im 8. Jahrhundert Westfalen besiedelten.

Vielleicht hieß einer ihrer Häuptlinge einmal REB, HREB oder HRAB. Die frühere Bezeichnung Reblinghausen (=Rebringhausen) hat sich im Laufe der Zeit in Reblin abgeschliffen.

Sollte es Verbindungen geben, dann müssten Einwohner dieses Ortes am Ende des Mittelalters nach Süddeutschland ausgewandert sein und den Namen ihres Geburtsortes als Familiennamen mitgenommen haben.

			*1854 +1945 Boklund	*1823 Boklund	
					69 Jakobsen Katharina
				35 Reble Catharina Lo *1831 Friedrichsan	

Nachfahren von Hans Jacob REBLE & Anna MÖSSNER

Es handelt sich um Nachkommen über 10 Generationen, soweit bekannt und nachgewiesen;
vollständige Aufstellung s. Familien-Website www.reble.net (English version at the same place)

Hans Jacob REBLE, * um 1685, Bürger, + 14.06.1733, In der Steig, Eutingen, bei Pforzheim, Markgrafschaft Baden, Geburtsdaten ungewiss, da das Kirchenbuch von Eutigen 1707 von marodierenden französischen Truppen verbrannt wurde

oo 30.04.1708 Anna Maria Dorothea MÖSSNER, * 1688 (err.), + 6 JAN 1763 in Eutingen, 6 Kinder

1. Anna Margaretha REBLE, * 15 MAR 1711 in Eutingen, + 24 OCT 1780 in Fising

2. Ein Töchterlein, * 29 SEP 1713, + 29 SEP 1713

3. Johann Jacob REBLE, * 11 JUN 1715 in Eutingen, Bauer, † 6 JAN 1771 in Eutingen

oo 23 MAY 1741 Dorothea KÄLBER, * 4 JAN 1717, + 14 MAR 1797, 3 Kinder,
Nachfahren s. www.reble.net/chronic/desc.htm Älterer Eutinger Stamm

4. Johann Adam REBLE, * 27 SEP 1717 in Eutingen / Baden, † 1776 in Königshügel bei Schleswig,
Bürger & Maurer
1763 mit seiner Familie ausgewandert in das Herzogtum Schleswig, das damals zum dänischen
Königreich gehörte,
historische Details s. Kap 2 „In der neuen Heimat“

oo(1) 4 DEC 1744, in Eutingen, Anna Maria Magdalena ELSÄSSER, * 8 DEC 1720 in Eutingen,
† 15 JAN 1756 in Eutingen, T.v. Martin ELSÄSSER & Dorothea, 4 Kinder

1. Johannes REBLE, * Sep 1745, Eutingen/ Baden, † 1814 Friedrichsanbau bei Schleswig,
oo 1765 Catharina Luise HUBER, *1750 Adelshofen bei Eppingen/ Baden, † 1823 Friedrichsanbau,
9 Kinder, 6 leben

Nachfahren s. www.reble.net/chronic/desc.htm Schleswiger Stamm (= Nachfahren Bruno Reble)

2. Salome REBLE, * 8 SEP 1747, † 1749 Eutingen

3. Martin REBLE, * OCT 1749 Eutingen

4. Magdalena REBLE, * 8 JAN 1756, † Jan 1756 Eutingen

oo(2) 24 JUL 1756 in Eutingen, Anna Maria BÜCHEL, 2 Kinder

5. Dorothea REBLE, * 24 APR 1757

6. Adam REBLE, * 22 FEB 1761, † 1775 Königshügel bei Schleswig

5. Anna Maria REBLE, * 28 MAR 1720, + 13 JUL 1720

6. Johann Georg REBLE, * 3 OCT 1721 in Eutingen,

oo 25 APR 1747 in Eutingen Maria Salome DÖRNER, * 14 SEP 1727 in Eutingen, T.v. Johann Georg
DÖRNER, 10 Kinder

Nachfahren s. www.reble.net/chronic/desc.htm Jüngerer Eutinger Stamm

Mögliche Vorfahren und Verwandte von Hans Jacob REBLE finden sich in dem Dokument
www.reble.net/chronic/descprac.htm (=Spuren, noch nicht zugeordnet).

Literatur

1. Bahlow, Hans: Deutsches Namenslexikon, München 1967
2. Brechenmacher, Josef: Etymologisches Wörterbuch der Deut. Familiennamen, Limburg 1960
3. Burghardt, Franz Josef: Familienforschung, Meschede 1995 (sehr konservativ !)
4. Clausen, Otto: Chronik der Heide und Moorkolonisation im Herzogtum Schleswig (1760-1765), Husum Verlag 1981
5. Deutsches Familienarchiv, Band 60, Universitätsbibliothek Düsseldorf, Signatur 02 his c.506 d.487
6. Deutsches Geschlechterbuch, Genealogisches Handbuch bürgerlicher Familien, ca.200 Bände, C.A.Starke Verlag, 65549 Limburg
7. Festkomitee (Heimerle, Karl, u.a.): 700 Jahre Eutingen, Pforzheim 1977
8. Festschrift: 125 Jahre Gesangverein EINTRACHT Eutingen
9. Heintze-Cascorbi: Die Deutschen Familiennamen, Hildesheim 1967
10. Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes. Band 1: 1550-1810, Band 2: 1810-1900, Band 3: 1900-1945, Pahl-Rugenstein Verlag, Köln 1988
11. Lutz, Erich Theodor: Ortssippenbuch Niefern, Gemeinde Niefern-Öschelbronn, Enzkreis (Baden): 1608-1910
12. Menschen in Schleswig-Holstein. Ein historischer Kalender. Neuer Malik Verlag, Kiel 1987
13. Nauman, Horst: Das große Buch der Familiennamen, Falken-Verlag, Niedernhausen 1994
14. Reble, Georg: Aus der Heimat, Geschichte der Gemeinde Eutingen, Eutingen 1962
15. Ribbe-Henning: Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung, Verlag Degener, 91403 Neustadt a.d.Aisch, 1990 (Standardwerk)
16. Schleswig-Holsteinisches Freilichtmuseum: Bilder von alten Dingen. Wachholtz Verlag, Neumünster 1990 und Zeitschrift: Berichte aus dem S-H-Freilichtmuseum
17. SLESVIGLAND Zeitschrift, Redaktion Flensburg
18. Südwestdeutsche Blätter für Familien- und Wappenkunde, Band 17, 1982-1984
19. Stamp, Hans-Peter Dr, Kolonisten, Sie kamen aus dem Schatten der Burg Frankenstein... und so fingen sie hier an... mit der Kolonisierung der Heiden und Moore auf der Schleswigschen Geest von 1761 – 1765, Eigenverlag, 2.Auflage, Rendsburg 2012
20. Stamp, Hans-Peter Dr, „...und weiß wie Alabaster“. Eine Kulturgeschichte der Kartoffel, Wachholtz Verlag 2013

und

- Stammbaum der Familie Hübner. Erarbeitet und herausgegeben von Diakon Ernst Hübner. Kropp / Schleswig, 1948
- Reble, Johann Hinrich (John): Genealogy / Familiengeschichte. Private Aufzeichnungen ohne Datum
- Aufzeichnungen von Kurt Bihlmaier, D-71364 Winnenden
- Stammbaum von Richard Feil, Eutingen
- Stammbaum von Georg Reble (*1890 in Eutingen), handgeschrieben in Sütterlin-Schrift im Format A2, kommentiert, abfotografiert und auf PDF-Dokumente verteilt im Archiv von www.reble.net/chronic

Bilder

Seite	Name	Beschreibung	Quelle				
1	oldman.gif	Briefmarke Volkshilfe Saar	Rossipaul CD	34	Fam_roen.jpg	Foto: Familie Rönsch	Archiv
2	F_pen.cdr	Abb. Feder mit Tintenfass	Corel Draw	34	Starke_p.jpg	Foto: Pauline Starke	Archiv
3	brecht.gif	Abb. Bert Brecht	Archiv	35	Roehaus.jpg	Foto: Rönsch Haus	Archiv
4	Allegory.jpg	Abb. Armut	Illustrierte ...	35	Bike_old	Abb. Altes Fahrrad	Archiv
4	Eukb1717.gif	Auszug Kirchenbuch Eutingen	Mikrofilm	36	Volksemp.jpg	Foto: Volksempfänger	www.geschichte.2me.net/dch_2878.htm
5	Eut_card.gif	Umgebung von Eutigen	Radtourenkarte Nord-Schwarzw.	36	Dresdn45.gif	Foto: Zerstörtes Dresden	Keystone
5	Eut_str.gif	Hauptstr. In Eutingen	Festschrift ...	37	Erika.gif	Abb. Junge Frau	Corel Draw
7	Geest.gif	Geestlandschaft	SLESWIGLAND				Amanda
7	Card_sh.jpg	Karte Schleswig-Holstein	Frei nach CLAUSEN	37	Oxcart.gif	Abb. Ochsenkarren	Corel Draw
8	Chess.gif	Abb. Schachspiel	Frei nach Corel Draw	37	Flucrount.gif	Karte der Fluchtroute	Archiv
8	Friedri_V.jpg	Abb. Eingerahmter König	CLAUSEN	38	Appcamo.gif	Abb. Die Russen kommen	Corel Draw
9	Dance.jpg	Bauerntanz von P.Breughel	www.fhi-berlin.mpg.de	38	Pigt.gif	Abb. Schwein	Corel Draw
10	Moor.jpg	Moorlandschaft	CLAUSEN	39	Oldtrain.jpg	Foto: Alter Zug mit Dampflokomotive	www.dbmuseum.de ... lbzfo_d.htm
11	Tintfass.gif	Abb. Tintenfass	Data Becker	39	Plant.gif	Abb. Wiesenkräuter	Corel Draw
11	Urkund.gif	Urkundenrolle	Freestyle Clips	40	Skull.gif	Abb. Totenkopf mit Kerze	Corel Draw
12	Eut_heim.jpg	Alte Heimat Eutingen	Word 95 Cliparts	41	Cow2.gif	Abb. Kuh	Corel Draw
12	Heidhaus.jpg	Neue Heimat Haus i.d. Heide	Festkomitee ...	41	Vertreib.gif	Briefmarke: 20 Jahre Vertreibung	Rossipaul CD
13	Schloska	Alte Obrigkeit Karlsruhe	CLAUSEN	42	Cards.gif	Abb. Spielkarten	Corel Draw
13	Schlosgo	Neue Obrigkeit Gottorf	CLAUSEN	42	Salami.gif	Abb. Angeschchnittene Wurst	Corel Draw
13	Rad1.gif	Abb. Wagenrad	Data Becker	42	Baufrau.jpg	Abb. Trümmerfrau	www.
14	Bang.gif	Abb. Explosion	Style Clips	45	NieKrieg.gif	Plakat: Nie wieder Krieg (Käthe Kollwitz)	Archiv
15	Beer_k+k.gif	Abb. Bierglas	Corel Draw	45	Symb352.gif	Abb. Münzturm	Corel Draw
16	Kerze2.gif	Abb. Kerze	bang049	45	Storch.gif	Abb. Storch mit Baby	Data Becker
16	Hammer.gif	Abb. Hammer	Frei nach Beer070.cdr	46	Fam_reki.jpg	Foto: Fam.Reble Kiel 1968	Freestyle Clips
17	Postkuts.gif	Briefmarke Postkutsche	Data Becker	46	Beetle.gif	Abb. VW-Käfer	Archiv
17	Briefmut.jpg	Abb. Mutter schreibt an Sohn	Freestyle Clips	46	Agitprop.jpg	Abb. Straßenagitation	Corel Draw
18	Neubehre.gif	Karte Neubehrend 1763	Corel Draw	46	Umzugwag.gif	Abb. Umzugswagen	Data Becker
19	Koloriss.gif	Abb. Kolonistenhaus	symb470	46	Heinhaus.jpg	Abb. Haus in Dörpstedt	Freestyle Clips
20	Cow.gif	Abb. Kuh	Rossipaul CD	47	Mamikomm.jpg	Foto: Mami, bekomme ich Arbeit	Archiv
20	Karternt.gif	Abb. Voreilige	Briefmarke 746	47	Friedtau.gif	Abb. Friedenstaube	Archiv
22	Ship.gif	Abb. Windjammer	Illustrierte...	47	P_rebles98.jpg	Foto: Reble Clan 1998 in Nienbostel-Dörpstedt	Archiv
22	Dice.gif	Abb. Würfel	CLAUSEN	48	20100529fam5.jpg	Foto: Full House	Archiv
23	Betteln.gif	Abb. Bettelnde Kolonisten	Freilichtmuseum	48	P_brd95.jpg	Foto: Bruno Reble	Archiv
23	Delacroi.jpg	Abb. Die Freiheit führt das Volk	Corel Draw	48	P_usr98.jpg	Foto: Ulrike Schmidt	Archiv
24	LehLaemp.gif	Abb. Lehrer Lämpel	CLAUSEN	48	P_her96.jpg	Foto: Heinrich Reble	Archiv
25	Oldschoo.gif	Abb. In der Dorfschule	Symb001.cdr	48	P_err96.jpg	Foto: Erika Rönsch	Archiv
26	Prayer.gif	Briefmarke Betende Hände	Symb013.cdr	48	P_aus63.jpg	Foto: August Schmidt	Archiv
27	Diele.jpg	Foto: Diele von Haus Kortum	CLAUSEN	48	P_ags94.jpg	Foto: Agnes Schmidt	Archiv
28	Balance.gif	Abb. Waage	Mal040.bmp	49	1851ochesen	Abb. Reis emit Ochsenkarren	SLESWIGLAND
29	Kolohaus.jpg	Foto: Kolonistenhaus SCHAAF	Dumont Paris	49	trek-001.jpg	Karte Ochsenweg	3/1990
30	Tageloen.jpg	Foto: Tagelöhner	Das große Wilh. Busch Buch	49	Card_ochsenweg.gif		Archiv
32	Rifle.gif	Abb. Gewehr	Illustrierte	50	20130711ochse.jpg	Foto: Zwei Radler im Walde	Archiv
32	Grain.gif	Abb. Pflanze	Rossipaul CD	50	20130707kolhaus.jpg	Foto: Kolonistenhaus von außen	Archiv
33	Oldphoto.jpg	Foto: das älteste ...	Briefmarke 1361	50	20130707kolhaus_in.jpg	Foto: Kolonistenhaus von innen	Archiv
33	Jrck_old.jpg	Foto: Joh.R. & Cath.K.	SH-Freilichtmuseum	53	Rabe.gif	Abb. Rabe	Data Becker
33	Krophaus.jpg	Foto: Haus in Kropp	Corel Draw	54	Untersu.wmf	Untersuchung	Style Clips
33	Silw1907.jpg	Foto: Silberhochzeit 1907	CLAUSEN	54	Oldbooks.jpg	Bücher und Tintenfass	Microsoft Office
33	Jrel1919.jpg	Foto: Jürgen Reble & Elise Lass 1919	Menschen in	54	Web041.gif	Abb. Netz mit Spinne	Cliparts
			Corel Draw	62	Pic_m2k.gif	Abb. Picasso – Children's Meal	Word 95 Cliparts
			infntry2	63	Picasso.gif	Abb. Picasso – Woman on Armchair	Corel Draw
			Symb458.cdr				www.picassoweb.com
			Archiv				www.picassoweb.com

Kirchliche Archive

„Family History Library Catalog“ heißt die familiengeschichtliche Bibliothek der Mormonen in Salt Lake City, Utah/USA. Mit über 650 Mio. Namen ist es die größte zentrale Datenbank, für jedermann zugänglich ist unter „www.familysearch.org“. Beispiel für eine Auskunft:

FamilySearch® International Genealogical Index™ v4.01		Germany	
IGI Record			
Select record to download - (50 maximum)			
Agnes REBLE	Sex: F		
Event(s):	Birth 30 Dec 1567 Fornsbach, Neckarkreis, Wuerttemberg		
Parents:	Father: Lienhard REBER Mother: Margaretha WOLFF		
Source Information:			
Batch number:	Dates	Source Call No.	Type
7510109	-	1058040	Film
		Printout Call No.	Type Sheet
		NONE	41
Last updated: 3/22/1999			

Eingeschlossen in dieser Datenbank ist auch ein Verzeichnis aller mikroverfilmten Kirchenbücher. Beispiel:

Title:	Kirchenbuch, 1707-1962
Authors:	Evangelische Kirche Eutingen (A. Pforzheim) (Main Author)
Notes:	Mikrofilm aufgenommen von Manuskripten im Evang. Landeskirchenarchiv Karlsruhe. This material may be used for genealogical research only. Parish register of baptisms, marriages, deaths and families. Includes indexes.
Subjects:	Germany, Baden, Eutingen – Church records
Format:	Manuscript (On Film)
Language:	German
Publication:	Karlsruhe : Evangelisches Landeskirchenamt Baden, 196?
Physical:	auf 8 Mikrofilmrollen ; 35 mm.

Für diese Chronik wurden folgende Kirchenbücher per Mikrofilm angefordert:

BW	Eutingen / Baden	Nr. 1.238.344	1707-1834
	Niefern / Baden	Nr. 1.238.497	
	Öschelbronn / Baden	Nr. 1.2.....	
	Schafhausen, Kr.Böblingen / Baden	Nr. 1.056.711	1660-1721 und 1722-1800
SH	Kropp / Schleswig	Nr. 1.198.915	1682-1737
		Nr. 1.198.916	1738-1806 (rechte Seite)
		Nr. 1.198.917	1738-1806 (linke Seite)
	Schleswig – St.Michaelis	Nr. 1.198.913	1763-1800 Trauungen, Bestattungen, Taufen
		Nr. 1.198.914	1763-1843 (linke Seite) Heiraten
		Nr. 1.198.928	1801-1802 Taufen, usw.
	Schleswig – Friedrichsberg	Nr. 1.198. ...	1667-1759
	Schleswig – Dom	Nr. 1.198.912	1712-1767 und 1722-1770
		Nr. 1.198.913	1737-1748 und 1768-1770
	Bergenhusen (einschl.Wohlde)	Nr. 1.198.929	1701-1754
		Nr. 1.198.930	1727-1763 und 1782-1786 (linke Seite)
		Nr. 1.198.931	1852-1859 Taufen (...) 1867-1874 Tote

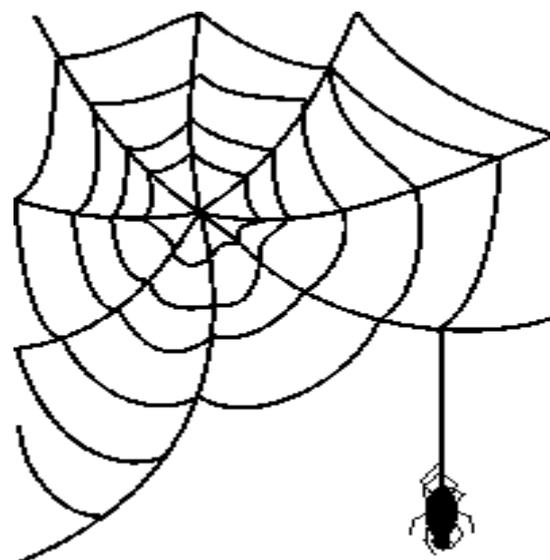
Die Mormonen nennen sich selbst Church Jesus Christ of Latter Day Saints -- Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage. Nach ihrem Dogma sammeln die Lebenden die Daten ihrer Altvorderen. Dadurch können die Toten noch nachträglich in den Genuss der Segnungen des Evangeliums gelangen. Denn unter Umständen mussten sie zu Ihren Lebzeiten darauf verzichten, z.B. auf die „richtige“ (Unterwasser-)Taufe nach Mormonenart.

Die Kirche stellt ihre Archive allen interessierten Personen zur Verfügung. In größeren Städten gibt es Familienforschungszentren mit Mikrofilmlesegeräten. Die Bestellung einer Filmrolle kostet 10 DM. Der Film liegt dann 3 Monate zur Ansicht bereit; Reservierung erforderlich.

Selbstverständlich kann man auch in den Archiven der evangelischen und katholischen Kirche fündig werden, z.B. in Baden: Oberkirchenrat, Blumenstr.1, 76133 Karlsruhe, Tel (0721) 9175-795, Mo 8:30-12:30, 13:30-16:00, Fr. 8:30-13:00
Für Schleswig-Holstein und Hamburg: Nordelbisches Kirchenamt, Winterbeker Weg 51, 24114 Kiel, Tel (0431) 649860, WWW s.u.

InterNet

Kirchen	www.familysearch.org www.nordkirche.de	Mormonen Nordelbisches Kirchenamt (ev.)
Adressauskünfte	www.teleauskunft.de www.telefonbuch.com	
Bücher	www.ddb.de www.uni-duesseldorf.de www.buchhaus-sternverlag.de	<p>Die Deutsche Bibliothek, Zentrale in Leipzig (früher Frankfurt/M.) über Katalog-Datenbank ILTIS Zugriff auf alle Bücher im deutschsprachigem Raum, auch auf die im Buchhandel nicht mehr lieferbaren</p> <p>Universitätsbibliothek Düsseldorf, über 1 Mio. Bände, mit Online-Zugriff auf den Ausleih-Katalog und Fernleihe</p> <p>Stern Verlag Düsseldorf, mit Online-Zugriff auf das Verzeichnis LIEFERBARER BÜCHER (VLB)</p>
Orte	www.google.de/maps www.stadtplan.net	<p>Suchet, so werdet ihr finden, z.B. Karten und Ortsverzeichnisse</p> <p>Deutsche Stadtpläne</p>
Genealogie	www.compgen.de gespiegelt mit www.genealogy.net www.ahnenforschung.net www.kastners.info www.reble.net	<p>Der Verein für Computergenealogie e. V. betreibt mehrere Internetserver, die über eine Metasuche direkt "in einem Rutsch" abgefragt werden können.</p> <p>Homepage mit vielen Links</p> <p>Homepage von Kurt Kastner Karlsbad</p> <p>Homepage von Bruno Reble Düsseldorf</p>
Programme	www.pcahnen.de	Homepage des GEN_Programms PC-Ahnen mit dem der vorliegende Anhang erstellt wurde.
Kunst	www.uni-marburg.de	Online Katalog der Uni Marburg, Kunstgeschichtliches Institut



Was wird sein, wenn wir einmal nicht mehr sind?

Welches Schicksal erwartet unsere Nachkommen?

Gibt es genügend Arbeit, die sinnvoll ist und ihren Fähigkeiten entspricht?

Werden sie in Frieden leben? Wobei Frieden nicht nur die Abwesenheit von Krieg bedeutet, sondern auch darin besteht, am helllichten Tag angstfrei über die Straße zu gehen.

Werden sie frei sein und ihr Leben im Zusammenwirken mit anderen eigenverantwortlich bestimmen?

Oder wird sich der Freiheitsbegriff auf das Gaffen, Zappen und Jetten beschränken: hin- und hergerissen zwischen Spots und Sponsoren

und rastlos durch die Gegend hetzend zwischen Metropolen und Märkten.

Wird diese Chronik einmal fortgeführt werden und um glückliche Kapitel erweitert?

Oder landet irgendwann das letzte Exemplar auf dem Müll, begleitet von den Worten: „Was soll der Quatsch!“

Das Leben ist ein brutaler Lehrmeister. Wer nicht bereit ist, aus Fehlern der Vergangenheit zu lernen, ist dazu verdammt, diese Fehler auf schmerzhafteste Weise zu wiederholen.

Wobei der Unterschied zwischen den Dummen und den Klugen darin besteht, dass die

Dummen immer die gleichen Fehler machen, die Klugen hingegen immer wieder neue.



Picasso: Children's meal

